

Berni im Seebade

Zweiter Teil

Von

Heinrich Scharrelmann

Volks- und Schulausgabe

4. Auflage

Georg Westermann/Braunschweig, Hamburg
1922

Der neue Laden

Emmy hatte vier große Packkisten voll Weißwaren geschickt. Der Mann, der sie auf einem kleinen Handwagen gebracht hatte, stand gerade mit den Frachtbriefen in Frau Beckers Stube. Eben hatte der Dampfer die Sachen gebracht.

Frau Becker und Berni waren mit ihrem Frühstück fertig. Nun sollte auch gleich der kleine Laden eingerichtet werden. Berni wurde zu Lührssens geschickt, um der Tochter, die die Sachen verkaufen sollte, Bescheid zu sagen, und Frau Becker wanderte mit dem Gepäckträger zu dem kleinen Holzhäuschen.

Unterwegs holten sie Stengeles ein, die an den Strand wollten. Frau Stengele erbot sich, Frau Becker beim Einrichten und Auspacken behilflich zu sein.

Da kamen auch schon Berni und der alte Herr Lührssen und seine Tochter. Wischtücher und Besen hatten sie gleich mitgebracht.

Die Bude wurde aufgeschlossen und die große Klappe, die nach vorn alles abschloß, geöffnet.

Wirklich, das Häuschen war gut zum Verkauf der Sachen eingerichtet. Es waren reichlich Börte vorhanden, und unter dem Verkaufstische war Schubkasten an Schubkasten. Der Verkaufstisch aber und sämtliche Börte waren mit Wachstuch überzogen. Das war schnell abgestäubt und mit sauberem Papier bedeckt, damit ja nicht die Stoffe anschmutzen und verstauben konnten.

Die Kisten wurden geöffnet und ein Packen nach dem andern herausgehoben und auf die Börte gelegt.

Frau Stengele hatte ihr Notizbuch genommen und zählte alle Pakete und Stücke, die darin waren.

Ach, was hatte die gute Emmy alles geschickt! Da waren Taschentücher für Kinder und Damen, kurze und lange Strümpfe, seidenes Band in zwanzig verschiedenen Farben und Breiten, weiße und bunte Kinder- und Damenschürzen, Höschchen für Mädchen, Spitzen und Kragen aller Art usw.

Und jedes Stück trug einen kleinen Zettel mit einigen Buchstaben darauf.

Als alles gut geordnet und sauber aufeinander gepackt dalag und die leeren Packkisten zu Sandreuthers gebracht waren, er-

2

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1916 by Alfred Janssen, Hamburg

Gebruckt bei Georg Westermann in Braunschweig

klärte Frau Becker Fräulein Lührssen, was die Buchstaben auf den kleinen Zetteln an jedem Wäschestücke zu bedeuten hatten. Jeder Buchstabe bedeutete eine Zahl, und so konnte Fräulein Lührssen immer genau ablesen, wieviel jedes Stück kostete.

Fräulein Lührssen war ein kluges Mädchen, das sich schnell die Bedeutung der Buchstaben merkte. Sie machte sich auch gleich eine genaue Liste von allen Sachen, die Frau Becker ihr nun anvertraut hatte, und versprach, jeden Abend um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr den Laden sorgfältig zu verschließen und mit Frau Becker regelmäßig abzurechnen über das, was sie den Tag über verkauft hatte.

Ungefähr zwei Stunden hatte das Auspacken und Ordnen der Sachen gedauert. Fröhlich wanderte Frau Becker nun mit Frau Stengele zum Strand.

„Ich bin doch sehr neugierig, ob ich wirklich etwas daran verdienen werde!“ sagte Frau Becker zu Frau Stengele.

Sie kamen zum Strand. Da trafen sie die Kinder in voller Tätigkeit.

„Aber was macht ihr denn?“ fragte Frau Stengele ganz verwundert, als sie sah, daß alle drei Kinder immer von der Burg nach dem Strand hinabliefen und große Arme voll Seetang herbeischleppten.

„Wir machen unsere Burg fester,“ erklärte ihr Franz.

Berni kam gerade wieder mit einem Haufen Seegras und anderen Sachen angeschleppt.

„Mutter,“ rief er, „als wir erst unsere Burg neu aufschaukelten, kam ein alter Herr zu uns. Der hat uns gesagt, wir müßten Tang und Seegras in den Sand mischen, dann würde der Damm viel fester und der Wind könnte ihn nicht so leicht verwehen.“

„Nun, dann nur zu!“ lachte Frau Becker.

Die Frauen setzten sich in den Strandkorb und die Kinder arbeiteten lustig weiter. Überall sah man aus dem weißen Sand des Dammes, der ihre Burg abschloß, die gelben und braunen Blätterspitzen vom Seetang und die langen Fasern des Seegrases herausgucken.

Berni schüttete immer neuen Sand hinauf und klopfte ihn dann wieder glatt, und Erna und Franz schleppten Seetangbüschel herbei, die die letzte Flut an den Strand geworfen hatte.

So ging ihnen der Vormittag rasch hin. Und als sie sich dann auf den Weg nach Hause machten und an ihrem neu eröffneten

Laden vorbei kamen, winkte ihnen Fräulein Lührssen schon von weitem entgegen und lachte.

„Für Mark 5,75 habe ich schon verkauft, Frau Becker!“ rief sie und zeigte fröhlich ihr Geld.

„Na, das fängt ja gut an,“ rief Frau Becker. Frau Stengele aber freute sich auch. „Sehen Sie wohl,“ sprach sie lachend zu Frau Becker, „das ist wirklich ein guter Anfang. Sie sollen sehen, Sie werden hier noch schwer reich.“

Vergnügt gingen alle heim und aßen zu Mittag.

Der Naturforscher

Frau Becker hatte sich nach Tisch ein wenig aufs Bett gelegt, um auszuruhen. Berni saß draußen auf der Veranda und hatte sechs Zigarrenkisten vor sich stehen. Darin waren alle die Muscheln, die er gefunden hatte. Mit denen spielte er.

Da öffnete sich die Haustüre und Frau Sandreuther trat heraus und rief rückwärts ins Haus hinein: „Setzen Sie sich doch hier auf die Veranda, Herr Doktor, da sind Sie ganz ungestört!“ Hinter ihr blickte auf einmal ein alter Herr aus der Tür, der trug eine goldene Brille und er hatte den Kopf schon voll grauer Haare.

„Jawohl, Frau Sandreuther!“ sprach er, „das ist ein schönes Plätzchen, ich will nur rasch meine Sachen holen.“

Nach wenigen Augenblicken kam er mit einigen Gläsern und einer großen Waschschüssel voll Wasser herzu. Unter dem Arme trug er einen dicken Packen Papier.

„Ah,“ sprach er, als er Berni wahrte, da ist ja mein kleiner Freund von heute morgen.“

Berni lachte ihn vergnügt an und gab ihm die Hand. Frau Sandreuther aber fragte verwundert: „Was, kennst du denn Herrn Doktor schon?“

Berni nickte, der alte Herr aber sprach: „Ja, wir haben uns am Strande getroffen. Er hat mir den guten Rat gegeben, meinen Hut fester aufzusetzen, und ich habe ihm wieder geraten, Tang und Seegras zwischen den Sand seiner Burg zu tun, damit sie fester werde.“

Herr Doktor Siemer war heute früh mit dem Dampfer, der auch die Sachen für Frau Beckers Laden gebracht hatte, angekommen und hatte sich auch bei Sandreuthers eingemietet. Er war

aus einer kleinen Stadt in Thüringen. Dort war er als Lehrer an einem Gymnasium angestellt.

Bescheiden packte Berni seine Muscheln ein, um dem Herrn Doktor Platz zu machen, der aber sagte freundlich: „Ich habe hier Platz genug, mein Junge, bleibe nur ruhig, du störst mich nicht.“

So blieb Berni denn und sah neugierig Doktor Siemer zu. Der hatte die große Waschkübel auf den Tisch gestellt, öffnete eines seiner Gläser und schüttete den Inhalt in das Wasser. Da sah Berni, daß in dem Wasser allerlei grüne und rote Pflanzen herumschwammen, wie er sie schon oft am Strande liegen gesehen hatte. Der Herr Doktor fuhr nun mit der Hand im Wasser herum und breitete die zarten grünen und roten Fädchen auseinander. Dann nahm er einen Bogen weißes Papier, tauchte ihn in das Wasser, bis eines der kleinen Pflänzchen gerade mitten über dem Papier herumschwamm. Vorsichtig hob er das Pflänzlein heraus, so daß es mitten auf dem weißen Papierbogen recht schön ausgebreitet lag.

So fuhr er fort, bis er alle Pflanzen herausgehoben hatte und eine große Anzahl Papierbogen zum Trocknen in die Sonne gelegt war.

So etwas hatte Berni noch nie gesehen, aber er blickte aufmerksam auf alles, was Doktor Siemer vornahm. „Warum tun Sie das?“ fragte er ihn endlich. Doktor Siemer lächelte und sagte: „Ich habe am Strande alle diese kleinen Pflanzen gefunden. Algen nennt man sie. Die sammle ich. Jede Alge kommt auf einen Bogen Papier, wie du es gesehen hast, und dann sehe ich in meinen Büchern nach, wie sie heißt, und schreibe dann auf jeden Bogen den Namen der Pflanze und wann und wo ich sie gefunden habe. Wenn ich dann wieder daheim bin, zeige ich meine Sammlung meinen Schülern. Das sind aber schon große Kerle. Die sind schon 16 und 17 Jahre alt, weißt du, und ich erzähle ihnen von den Algen und anderen Pflanzen, die es im Meere gibt.“

„Aber die meisten sehen ja überein aus!“ sagte Berni, „dann brauchen Sie doch nicht so viele auf Papier zu tun.“

„Das sieht bloß so aus, mein Junge. — Grün sind allerdings die meisten, und aus zarten Fäden bestehen sie auch fast alle, aber wenn man genauer zuguckt, dann sieht man doch, daß es verschiedene Sorten sind.“

Das konnte Berni nun nicht begreifen. —

Als Doktor Siemer endlich mit dem Aufleben der Algen fertig war und alle Bogen wieder in der Sonne getrocknet waren, legte er sie aufeinander, und packte seine Gläser zusammen.

„Darf ich Ihnen helfen?“ fragte Berni.

„Das ist ja sehr freundlich von dir! Wenn du willst, trag mal eben diese zwei Gläser in meine Stube, ich nehme die übrigen Sachen.“

So traten sie in das Zimmer von Doktor Siemer. Er wohnte gerade Deckers gegenüber. Aber wie sah es darin aus! — Zwei mächtige Reiseförbe standen unter den Fenstern der Stube, und auf einem kleinen Tische, ebenfalls dicht am Fenster, stand ein Glaskasten, darin blinkte und glitzerte ein großes, goldenes, blankpoliertes Instrument, wie Berni es noch nie gesehen hatte.

Er stellte die Gläser auf den Tisch und fragte: „D, wie schön sieht das aus! — Was ist das für eine Maschine?“

„Das ist mein Vergrößerungsglas,“ erwiderte Doktor Siemer. „Damit kann ich alle die vielen tausend Tierchen und Pflanzen betrachten, die in dem Seewasser herumschwimmen und die wir Menschen mit unseren Augen gar nicht sehen können, weil sie viel zu klein dazu sind.“

Gar zu gern hätte Berni einmal gesehen, was es in diesem Vergrößerungsglase denn alles zu schauen gab. Doktor Siemer schien ihm seinen Wunsch an den Augen abzulesen. Er hob plötzlich den großen Glaskasten von dem Instrumente, hantierte daran und sagte dann zu Berni: „Nun guck einmal durch dieses Glas. Mußt aber vorsichtig sein und darfst nicht an das Mikroskop stoßen.“

Ganz vorsichtig kam Berni herzu, schloß ein Auge und blickte durch ein kleines rundes Glas, das oben an einer langen Röhre saß.

Zuerst konnte er gar nichts erkennen, er sah nur einen hellen Fleck. „Den mußt du gerade genau ansehen,“ riet Doktor Siemer. Allmählich entdeckte Berni in dem hellen, weißen Flecke dicke Fäden, die kreuz und quer durcheinander lagen, und dann endlich sah er zwischen den grünen Fäden allerlei, was er nicht genau erkennen konnte, sich bewegen. Je länger er hinblickte, desto mehr gewöhnte sich sein Auge an das ungewohnte Bild, und endlich erkannte er glashelle oder bräunliche und ganz sonderbar geformte Kugeln und Schlangen, die sich hin und her bewegten.

Doktor Siemer stand dabei und Berni mußte ihm erzählen, was er sah. Eigentlich war Berni enttäuscht. Er hatte gedacht, kleine Fische oder Würmer oder gar große Ungeheuer zu erblicken, und nun sah er etwas ganz anderes.

„Manche von diesen Tierchen sind auch Ungeheuer!“ erklärte ihm Doktor Siemer. „Sie sind gefräßig wie Haifische und räuberisch wie Löwen, doch das wirst du später auch alles noch erfahren, wenn du erst größer bist und solche Sachen in der Schule bekommst.“

Endlich trat Berni von dem Mikroskop zurück, bedankte sich bei Herrn Doktor Siemer und ging zu seiner Mutter.

Die Bootsfahrt

Am nächsten Morgen waren die Kinder wieder am Strande. Berni suchte sich Algen, denn er wollte sich auch solch eine hübsche Algensammlung machen, wie Herr Doktor Siemer sie hatte.

Da sah er diesen auf einmal in Begleitung eines Schiffers dicht am Wasser dahingehen. Berni zog die Mühe und rief: „Herr Doktor, ich mache mir auch eine Algensammlung.“

„Das ist ja prächtig!“ rief der und blieb einen Augenblick bei ihm stehen, während der Schiffer vorausging und verschiedene sonderbar geformte Dinge, die er unter dem Arme trug, in ein Segelboot legte, das nicht weit ab am Ufer lag.

„Wohin wollen Sie denn?“ fragte Berni Doktor Siemer. „Ich will eine Fahrt im Segelboot machen und fischen.“ — „Ach!“ rief Berni, und gar zu gern wäre er auch mitgefahren, aber er mochte nicht darum bitten. Um so größer war nun seine Freude, als Doktor Siemer ihn fragte, ob er nicht Lust habe, mit hinauszufahren.

Berni antwortete kaum, so aufgereggt wurde er. Er lief gleich zum Strandkorbe, um seine Mutter zu fragen. Doktor Siemer kam auch heran und begrüßte die Frauen. Nach kurzer Überlegung erlaubte Frau Becker Berni das Mitfahren. Die See war ganz ruhig und die Luft fast still.

Franz und Erna waren ordentlich neidisch, daß sie nicht auch mit dabei sein durften.

Berni kletterte in das große Boot, der Doktor saß schon darin, und nun wurde das Schiff hinausgeschoben in das Wasser. Die Wellen plätscherten ganz leise gegen den Bug. Die Segel waren

alle aufgesetzt, es waren mächtige braune Laten und das größte war oft geflickt und genäht. Das hatte der Wind wohl schon tüchtig zerzaust.

Der Schiffer, der hohe Stiefel trug, die ihm bis an den Leib reichten, schob und drängte das Boot durch die Brandung, die heute besonders ruhig war. Als das Boot auf den Wellen freischaukelte, sprang er auch hinein und ergriff die Segeltaue. Je mehr sie vom Lande abkamen, desto besser faßte der Wind die Segel und immer weiter hinter ihnen blieb der Strand zurück.

Berni sah Franz und Erna, die ihre Taschentücher flattern ließen, zuletzt nur wie kleine Punkte am Ufer. Das Schiff schaukelte auf und nieder.

Der Doktor saß ganz am hinteren Ende des Bootes und blickte auf die Wasserfläche. Er hielt seinen Spazierstock in der Hand und fischte alle Augenblicke ein winziges Algenbüschelchen, das an der Oberfläche trieb, heraus, und tat es in ein großes mitgebrachtes Glas mit weitem Halse.

Ach, war das eine herrliche Fahrt! Berni mußte sich vor Vergnügen kaum zu lassen. So sicher fuhren sie. Ganz gleichmäßig wölbte der Wind die Segel. Hin und wieder schossen einige Möwen über ihren Köpfen dahin. Das Wasser war tiefgrün und wallte in breiten, runden Wogen unter dem Schiffe dahin. Die Sonne schien und glitzerte auf der weiten Wasserfläche, und sonderbar geformte leichte, weiße Wolken zogen langsam am hohen Himmel herauf. Wangeroo lag bald weit hinter ihnen, kaum daß sie noch den weißen Uferstreifen erkennen konnten.

Da nahm der Doktor ein großes Netz, das war aber ganz ohne Maschen, denn es war aus dichtem Segeltuche gearbeitet. Das Netz hatte eine kopfgroße Öffnung, war lang und tutenförmig gebaut und endete an seiner Spitze in ein kurzes Messingstück, das einen kleinen Wasserhahn trug. Am oberen Rande aber saßen drei kurze Fäden, die in eine lange Schnur ausliefen.

Der Doktor warf das Netz ins Wasser und das langsam dahintreibende Boot zog es hinter sich her. Nach kurzer Zeit holte er es wieder herein.

„Haben Sie Fische gefangen?“ fragte Berni. „Nein,“ sprach der Doktor. „Fische will ich auch nicht fangen, sondern ganz kleine Tierchen, wie ich sie dir gestern unter dem Mikroskop gezeigt habe.“

Er holte das Netz über Bord. Da sah Berni, daß das ganze Netz leer war. Alles Wasser war wieder herausgelaufen, nur unten an der Spitze des Netzes, wo eine ganz dünne und enge Gaze an dem Messingstücke befestigt war, erblickte er noch Wasser. Der Doktor nahm ein Gläschen, gab es Berni zu halten und hielt das untere Ende des Netzes mit dem kleinen Wasserhahn über das offene Glas. Nun drehte er den Hahn auf und ein wenig trübes Wasser floß in einem feinen Strahle in das Gläschen. Dann wurde der Hahn wieder geschlossen und das Netz aufs neue ausgeworfen.

Das Gläschen aber stellte der Doktor, sorgfältig verkorkt, auf die Bank neben sich.

„Ach, das war doch eine langweilige Fischerei! — Als aber der Doktor Berni erklärte, daß das ganze Gläschen voll winziger, feiner Tierchen sei, die man alle unter dem Mikroskop sehen und beobachten könne, da sah er die Sache mit anderen Augen an.“

Wohl zehnmal warf der Doktor das Netz aus und füllte seine Gläser. Da sah Berni auf einmal, daß sie mit ihrem Boot gerade auf ein mächtiges Schiff zufuhren, das quer vor ihnen lag.

„Das Leuchtschiff! — Das Leuchtschiff! —“ rief Berni laut.

Da lag es nun dicht vor ihm, das er oft vom Strande aus in der Ferne hatte liegen sehen. Es war ein mächtiges, rot angestrichenes Schiff mit drei hohen Masten, und oben an jedem Mast saß ein dickes, rundes Korbgeflecht. Mit mächtigen Ketten, die vorne und hinten vom Schiffe in das Wasser reichten, war es verankert, und die Wellen schaukelten es immer wiegend herüber und hinüber. Das Segelboot fuhr dicht an das Feuerschiff heran und drehte dann bei. Oben an Bord des Feuerschiffes erschienen zwei Männer, die warfen Laue herab und riefen dem Schiffer fröhlich zu. Der machte die zugeworfenen Laue vorn und hinten an seinem Segelboote fest, dann warf man ihm ein drittes Tau zu, an dessen Ende ein dicker eiserner Haken saß.

Nun wurden zwei mächtige Körbe an den Haken gehängt und die beiden Männer in dem Feuerschiffe zogen sie empor. Berni hörte sie lachen und mit dem Schiffer sprechen, aber weder was die beiden sprachen, noch das, was der Schiffer antwortete, konnte er verstehen. Auch ein paar große Fässer, die das Schiff

mitgebracht hatte, und zwei Päckchen Zeitungen wurden zum Feuerschiff emporgezogen.

Dann wurden die Laue wieder gelöst, das Segelschiff lag frei auf den Wellen. Der Schiffer stemmte eine dicke, lange Stange gegen die roten Eisenplatten des Feuerschiffes und brachte so sein Boot von diesem ab. Kaum war das geschehen, stellte er seine Segel schräg, und nun fuhr das Segelboot glatt an dem Feuerschiffe entlang und ließ daselbe rasch hinter sich.

Achtzehn starke Feuerschiffe liegen an der deutschen Nordseeküste und sieben an der deutschen Ostseeküste. Die meisten sind rot angestrichen und für den Schiffer schon von weitem durch ihre Farbe und die runden Korbbälle oben an den Masten kenntlich. Des Nachts aber haben sie Beleuchtungsanlagen. An jedem Mast brennt dann ein Licht, das die nahenden Schiffe vor Untiefen warnen und ihnen den richtigen Weg weisen soll. Die Mannschaften auf den Feuerschiffen haben nur die Beleuchtung in Ordnung zu halten, wichtige Schiffsnachrichten nach der nächsten Stadt zu telegraphieren und bei nebligem Wetter die Sirene, die auf vielen Leuchtschiffen angebracht ist, zu bedienen. Alle acht oder vierzehn Tage werden ihnen vom Lande aus neue Vorräte und Zeitungen gebracht, oder die Mannschaft wird abgelöst.

Da der Wind gerade von der Insel herüberwehte, mußten sie lawieren. So fuhren sie heimwärts.

Nun wurde das Feuerschiff wieder hinter ihnen kleiner und kleiner und die Insel tauchte immer größer und deutlicher vor ihnen auf. Doch bald lag sie auf der linken Seite und bald auf der rechten Seite des kreuzenden Segelbootes.

Auf der Rückfahrt wurde nicht mehr gefischt. Der Doktor hantierte mit seinen Gläsern. Er goß eine wasserhelle Flüssigkeit, die beinahe wie Petroleum roch, aus einer besonderen Flasche in seine Fanggläser.

„Warum tun Sie das?“ fragte ihn Berni. „Ach, weißt du,“ sprach der Doktor, „sowie ein paar Tropfen hineinkommen, sterben die Tierchen sofort und verändern sich nicht mehr. Sie bleiben dann genau wie lebend und man kann sie jahrelang aufbewahren und weit verschicken.“

Endlich fuhren sie schräg auf die Insel zu und landeten unweit der Stelle, von der sie abgefahren waren.

Freudestrahlend eilte Berni auf seine Mutter zu, die ihn mit Frau Stengele und deren Kindern schon am Strande erwartete. „Mutter, es war fein, ganz fein!“ rief er und umarmte sie. „Ich sage euch, wir haben aber eine Menge gefangen!“ — „Habt ihr denn gefischt?“ fragte Franz verwundert. „Wo sind denn eure Fische?“

Die Kinder drängten an das Segelboot. Sie waren sehr enttäuscht, als sie keinen einzigen Fisch erblickten.

Doktor Siemer nahm seine Gläser und stellte sie alle nebeneinander in einen schwarzen Pappkasten, steckte sein Netz in einen Beutel und machte sich auf den Heimweg.

Berni und Franz halfen ihm tragen, und da es Abendbrotzeit war, gingen auch die Mütter mit nach Hause.

Herr Sandreuther erzählt

Es war wieder Sonntag. Heute sollte nicht gebadet werden. Das bedauerten die Kinder sehr, denn es war wundervolles Wetter und sie hatten sich schon so an das Baden gewöhnt und fanden soviel Freude daran, daß sie am liebsten jeden Tag zweimal ins Wasser gesprungen wären.

Es gab auch nichts schöneres als bei gutem Wetter rückwärts den Wellen entgegenzulaufen und sie sich auf den Rücken klatschen zu lassen.

Wie jauchzten die Kinder jedesmal vor Vergnügen, wenn sie eine besonders hohe Welle auf sich zukommen sahen.

Ja, so dumm wie beim ersten Male hatte Berni es nicht wieder gemacht. Jetzt wußte er Bescheid, wie man es im Seebad machen muß. Einmal nur war ihm noch etwas sehr Wunderliches passiert. Er war im Wasser und patzte vergnügt herum, da erhob sich hinter ihm eine Welle, und als sie dann auf seinen Rücken klatschte, schrie Berni vor Schmerz laut auf. Und als er sich nach dem Bade abtrocknete, sah Franz, daß Bernis Rücken mit lauter kleinen Bläschen bedeckt und stark gerötet war. Er konnte es in seiner Jacke fast nicht aushalten. Als wäre er mit dem ganzen Rücken in Brennnesseln gefallen, deuchte es ihm. Sein Rücken zuckte und schmerzte den ganzen Tag. Und er hatte doch keine Ahnung, woher der Schmerz eigentlich gekommen war. Erst als Frau Becker am Abend, als Berni schon ausgezogen war und ins Bett steigen wollte, Frau Sandreuther rief

und sie fragte, woher die Bläschen wohl gekommen seien, sagte die: „Ach, das hat nichts zu sagen, Frau Becker, das bekommt jeder mal, der in der See badet. Wissen Sie, da gibt es im Wasser solche Nesselquallen, die brennen, wenn sie von den Wellen an die Beine oder auf den nackten Rücken geworfen werden. Das hat sicher eine Nesselqualle getan. Das tut ein bißchen weh, aber es schadet nichts. — Warten Sie, ich gebe Ihnen ein wenig feines Öl, damit können Sie dem Kleinen den Rücken einreiben, dann ist's morgen früh wieder besser.“

So war es auch. Als die Mutter am nächsten Morgen nachsah, war der Rücken nur noch schwach gerötet und die Bläschen waren schon verschwunden.

Das war aber auch das einzige Mal, daß Berni das Bad nicht gefallen hatte, sonst war es immer wunderschön gewesen und er freute sich jeden Morgen schon auf das Salzwasser.

Heute nun sollte nicht gebadet werden.

Die Kinder waren wieder am Strande und bauten an ihrer Burg. Sie hatten ein paar alte Weidenkörbe gefunden und große Holzstücke, die hatte das Meer von irgendwoher angetrieben. Nun wollten die Kinder mit den Körben und Brettern ihre Burg festmachen. Zwei große Körbe wurden rechts und links vom Eingang der Burg in den Damm hineingebaut und ganz mit Sand bedeckt. Nun konnte doch der Eingang nicht so leicht zertreten werden. Und aus den großen Holzstücken machten sie einen festen Fußboden, der von draußen in die Burg hineinführte.

Zuguterlegt schleppte Franz noch ein Stück von einer Dachgoffe heran. Das kurze Rohr schoben sie durch den Damm hindurch und reinigten es innen von Sand. Nun hatten sie ein Ausguckloch, durch das sie das Meer beobachten konnten. Von allen Burgen am Strande schien den Kindern die ihrige die schönste und beste zu sein.

Am Nachmittage klopfte Herr Sandreuther an Frau Beckers Stube. Herr Sandreuther hatte seinen Sonntagsanzug angezogen und seinen Zylinder aufgesetzt. Der sah freilich nicht mehr neu aus, der Filz stand von ihm ab wie die Haare vom Pferde, wenn es kalt ist und der Gaul friert. Er wollte nur mal fragen, ob Frau Becker heute nachmittag mit ihnen einen Spaziergang machen wollte. Er wollte heute den Kindern gern das

Rettungsboot zeigen und dann, so hatten sie sich gedacht, wollten sie nach dem Westturm hinausgehen.

„Ja, das war Frau Becker und Verni sehr recht. Stengeles durften auch mit. Verni lief gleich ins Nachbarhaus, um die Kinder zu holen. So machten sich dann alle auf den Weg.“

Die drei Frauen gingen nebeneinander. Herr Sandreuther ging aber mit den Kindern voraus. Der alte Lührssen hatte ihm seinen Schlüssel für den Rettungsschuppen gegeben.

Als sie am Schuppen ankamen, waren die Kinder sehr gespannt, was sie zu sehen bekommen würden. — Richtig, da lag das große, breitgebaute Rettungsboot auf einem langen, schmalen Wagen. Herr Sandreuther hob die Kinder hinauf, damit sie auch die Einrichtungen des Bootes von innen sehen konnten. Er zeigte ihnen, wo die Luftkasten angebracht waren und der Schwertkasten, durch den sich das Boot wieder leerte, wenn es einmal voll Wasser geschlagen war. Er zeigte ihnen auch den Raketenapparat und die aufgerollten Leinen, die langen Ruder und die Segleinrichtung des Bootes. Dann wanderten sie zusammen dem Badestrande entlang, dem Westturm zu. Die Frauen folgten langsam nach. Die Kinder aber hielten mit Herrn Sandreuther gleichen Schritt und hatten noch vieles zu fragen.

„Ja,“ sagte Herr Sandreuther im Weitergehen, „jetzt ist das ja alles anders als früher. Was wird jetzt nicht alles für Rettung der Schiffbrüchigen getan. Früher geschah nichts. Da ist denn auch manches Schiff auf den Sand oder auf Klippen aufgelaufen, und dann war es verloren. Und die Besatzung kam um. Damals freuten sich die Menschen an der Küste sogar, wenn ein Schiff strandete, denn dann gehörte ihnen die ganze Ladung. Und wenn der Sturm vorbei war, fuhren die Leute, die an der Küste wohnten, mit ihren Schiffen hinüber nach dem Brack und räuberten es aus. Oder man wartete, bis die vollen Kisten von den Wellen an das Land getragen wurden. Dort wurden sie aufgefischt und behalteten. Strandrecht nannte man das. Das waren böse Zeiten. Und ganz früher, als es Seeräuber gab, da soll es noch schlimmer gewesen sein. Da wurden die vorbeifahrenden Schiffe sogar durch verkehrte Feuerzeichen angelockt und irrefeleitet, daß sie stranden mußten. Und dann kamen die Seeräuber und schlugen die Besatzung tot oder schleppten sie gefangen und raubten das ganze Schiff. Damals wurden auch oft ausfahrende Schiffe

auf offenem Wasser von Seeräuberschiffen verfolgt und überfallen. Manches feine Schiff hat nie die Heimat wiedergesehen. Da war es hier bei uns so, wie es heute noch vereinzelt an der chinesischen Küste vorkommt. Das waren wilde Menschen, die von Raub und Mord lebten und sich freuten, wenn sie Gefahren bestehen konnten. Ich habe auch mal, als ich noch Schiffsjunge war auf der Patria, so'n Stück mit erlebt.“

„D, erzählen Sie, Herr Sandreuther, bitte, bitte!“ drängte Franz.

„Kinder, da ist nicht viel zu erzählen. Ich fuhr damals meine zweite Reise. Das erste Mal war ich auf der Patria von Bremen nach Westindien gefahren. Wir hatten Holz von drüben geholt. Und als ich zurückkam, hatte das Schiff eine Order nach Smyrna, wir sollten Datteln und Feigen und Stückgüter holen. Und als unser Schiff an der spanischen Küste vorbeigesegelt war, und wir eben durch die Straße von Gibraltar durch waren, da sahen wir gerade vor uns auf ein Kapersschiff kreuzen. Das war nur halb so groß wie die Patria, die mit drei Masten segelte, aber es war ganz voll gestopft mit Menschen. Unser Steuermann, Remmers hieß er, dem war das Schiff gleich verdächtig vorgekommen. Der Kapitän glaubte aber zuerst, es wäre ein spanischer Fischer. Als der Kapitän dann aber das Glas vor dem Auge hatte, da sah er gleich, was los war.

Wir fuhren ruhig unsern Kurs weiter, aber der Kapitän ließ für alle Fälle die beiden Böller laden, die auf dem Hinterdeck standen. Das Schiff kam dem unsern immer näher. Da ließ der Kapitän, als wir ganz dicht herangekommen waren, auf einmal das Steuer heidrehen. Die Patria war famos zu steuern. Sie legte sich schräg auf das Wasser und schnitt glatt an dem Seeräuberschiff vorbei. Das hatte das Takelzeug nicht erwartet. Sie fingen ein großes Geschrei an. Aber unser Kapitän ließ die Böller richten, und als die Seeräuber auf einmal vom Hinterdeck her die beiden dicken Rohre auf sich gerichtet sahen, da machten sie, daß sie davon kamen.“

Die Frauen waren noch weit zurück. Auch sie unterhielten sich miteinander und hatten sich viel von ihren Kindern zu erzählen. Als Herr Sandreuther und die Kinder stehen geblieben waren und warteten, bis die Frauen sie eingeholt hatten, machte Frau Sandreuther den Vorschlag, den letzten Teil des Weges durch die

Dünen zu wandern. Sie wollten noch gern Tausendgüldenkraut pflücken.

„Was machen Sie denn damit?“ fragte Frau Becker. „Ach,“ erwiderte Frau Sandreuther, „Tausendgüldenkraut ist ein sehr gutes Hausmittel. Wir kochen Tee davon, und mein Mann und ich, wir trinken jeden Winter wochenlang den Tee, der heilt viele Krankheiten. Umsonst heißt es auch nicht Tausendgüldenkraut. Es ist ja sehr bitter. Man muß tüchtig Sandiszucker dazu tun, wenn man ihn hinunterbringen will, aber gut ist er sehr! — Wir haben überhaupt eine Menge schöner und nützlicher Blumen hier, Sie haben wohl noch gar nicht darauf geachtet?“

Man machte sich auf den Weg. Die Kinder kletterten fröhlich und mutig die Sanddünen hinauf und suchten sich gerade die höchsten dazu aus. Die Frauen aber schritten einen schmalen Fußweg dahin, der bequem zwischen zwei Dünen hindurch führte.

Schon nach kurzer Zeit fanden sie eine Stelle, wo alles rot war von Tausendgüldenkraut. Die Kinder halfen mit sammeln und bald hatte Frau Sandreuther einen dicken Packer von dem Kraut, den ihr Mann mit einem Bindfaden umschnürte.

Als sie dann wieder aufgebrochen waren und weiter durch den losen Sand strichen, sagte Frau Sandreuther: „Hier muß auch die Stelle in der Nähe sein, wo Männertreu wächst, wollen doch mal suchen.“

Sie führte die ganze Gesellschaft noch ein wenig landeinwärts, da sahen sie in einem Kessel zwischen drei Dünen niedrige, stachelige und bläulich schimmernde Sträucher stehen. „Ah, das ist es schon!“ rief Frau Sandreuther. „Reißt mir aber nicht zu viel ab, Kinder, und seid vorsichtig, daß ihr euch nicht stecht!“

Es war die Stranddistel, mit ihren krausen, stacheligen und blaugrünen Blättern, die hier wuchs.

„Die hält sich jahrelang so, wenn sie die Zweige in eine Wase ohne Wasser stellen, und sieht immer hübsch aus. Unsere Frauen nennen das Kraut „Männertreu“,“ erzählte Herr Sandreuther. „Warum sie aber gerade dieses stachelige Zeug so nennen, weiß ich nicht,“ setzte er hinzu.

Ein paar kleine Büschel pflückten die Frauen als Andenken und nahmen sie mit. Herr Sandreuther führte die Gesellschaft nun bald rechts, bald links um eine Düne herum, bis sie auf einmal gerade zur Rechten den Westurm über die Dünen ragen sahen.

Der Untergang Wangeroogs

Die Kinder suchten sich ein trockenes und windgeschütztes Plätzchen am Strande. Sie waren besonders von dem letzten Teil des Weges sehr müde geworden und freuten sich nun, ausruhen zu können.

„Nicht, das glauben Sie gar nicht,“ fragte Herr Sandreuther Frau Becker, „daß da hinter dem Turm, wo jetzt das grüne Wasser ist, einst ein großes Dorf gelegen hat, viel größer als unser heutiges Wangeroog?“

Frau Becker sah ihn erstaunt an. „Wieso?“ fragte sie, „hinter dem Turm ist doch Wasser, wie kann da ein Dorf gelegen haben?“

Herr Sandreuther nickte ernst und wiederholt mit dem Kopfe, dann sprach er langsam: „Das kann ich wohl begreifen, daß Sie das nicht verstehen können. Und doch ist es so. Das alte Wangeroog lag da, wo jetzt das Salzwasser spült. Und von dem ganzen blühenden Ort ist nur der Kirchturm übrig geblieben, der hier vor uns steht.“

„Was?“ fragte Frau Becker, „ist denn das Dorf untergegangen? — Haben hier wirklich einmal Häuser gestanden?“

Wieder nickte Herr Sandreuther: „Weihnachten 1855 ist der ganze Ort durch die See zerstört worden. — Jetzt ist Wangeroog ja nichts mehr. Es kommt heutzutage gar nicht mehr gegen Norderney und Vorkum und alle die andern Nordseebäder auf. Aber früher da war das anders! — Da kannte kein Mensch Norderney und wer sich im Sommer erholen wollte, der kam nach Wangeroog. Ja, wenn die schreckliche Weihnachtsflut damals nicht gekommen wäre, dann sollten Sie heut mal Wangeroog sehen, was hier wohl für ein Leben wäre!“

Er blickte trübe vor sich hin und die Kinder sahen ihm aufmerksam in die Augen. Dann erzählte er langsam und stockend, als könne er sich nur mühselig auf alles besinnen: „Eben vor Weihnachten — ich war damals noch ein Junge von 16 Jahren und war gar nicht hier, ich fuhr ja auf der Patria — da kam der Nordwind auf. Der trieb die Flut gerade auf die Insel zu und immer höher und höher stieg das Wasser. Nun, wir Insulaner sind das ja gewohnt und keiner dachte daran, daß das ein großes Unglück geben könnte. Die Leute rüsteten schon für das Fest. Die Frauen hatten ihre Kuchen gebacken und die Männer hatten Lannen-

bäume vom Festlande geholt, und man hoffte von Stunde zu Stunde auf das Aufhören des Nordsturmes. Der aber hörte nicht auf und das Wasser donnerte immer stärker gegen die Dünen. Das Dorf lag hier (er zeigte so im Halbkreise herum) und erstreckte sich weit dahinaus, wo jetzt die See wogt. Die Häuser lagen alle ziemlich nahe zusammen, nur der Kirchhof und die großen Viehweiden lagen noch weiter hinaus. Zuletzt konnten die Dünen das Hochwasser nicht mehr halten. Große Stücke wurden abgerissen und fortgeschwemmt. Da lief das Wasser bis in die Dorfstraßen hinein. Es war gerade heiliger Abend, aber vom Weihnachtsfest haben die Kinder in dem Jahre nichts gemerkt. Die Großen sahen ja nun auch ein, daß es Ernst wurde. Ganz spät am Abend wurde der Sturm noch wilder und das Wasser hatte ein so großes Loch in die Dünen gerissen, daß jede Welle bis in die Dorfstraße vordrang.

Da singen die Leute an, die Kinder und ihre besten Sachen in Sicherheit zu bringen.

Die Frauen brachten die Kinder nach der Kirche, die gerade hier vor uns stand, und als das Wasser auch dahin kam, wanderten sie mit ihnen hier in die Dünen hinein. Und die Männer räumten die Wohnungen aus und trugen ihre besten Stücke auf dem Rücken in die Dünen. Kein Mensch konnte zu Hause bleiben.

Aber hier hinter uns in den Dünen fühlten sich die Leute auch nicht sicher. Am sichersten war es auf dem Ostende der Insel, und da sind dann alle in der schneidenden Kälte und in dem Sturme, Männer und Frauen und Kinder, durch die Dünen nach dem Ostende der Insel gewandert und haben dort die Nacht im Freien zugebracht.

Am andern Morgen aber, als der Sturm endlich etwas nachgelassen hatte, sind die Männer wieder hierher gekommen, um nachzusehen, wie es stand. Da haben sie dann von dem ganzen Dorf nicht ein Haus mehr gefunden. Auch die feste Kirche — alles war weg. Eine wildwogende See, wo gestern abend noch die Straßen und Häuser waren. Nur der Kirchturm, dieser Turm hier vor uns, stand allein und ragte aus dem Wasser. Die weiten, schönen Viehweiden und der Kirchhof da draußen, alles im Wasser begraben.

Ja, das ist eine schlimme Nacht gewesen! — Nun haben die Männer dahinten auf dem Ostende, wo jetzt das Dorf steht,

zuerst für die Frauen und Kinder gesorgt und haben gleich begonnen, Holzschuppen zu bauen. Balken und Bretter vom alten Dorfe waren genug angetrieben, der ganze Strand lag voll von Hausrat und Brettern, Balken, ertrunkenem Vieh usm. Es muß ein grausiges Bild gewesen sein. — Wissen Sie, der Wangerooger liebt seine Heimat über alles, die meisten wollten ihre Insel nicht verlassen und wenn das Schicksal ihnen auch noch so sehr mitgespielt hätte. Eine Anzahl ist freilich doch von hier weggezogen nach der Jade und hat sich da angesiedelt. Die alten, echten Insulanerfamilien aber blieben hier. Und die Regierung hat dann auch erlaubt, daß wir uns dort auf dem Ostende, wo jetzt das Dorf liegt, ansiedelten.

Ja nicht, das haben Sie sich wohl nicht träumen lassen, daß das Meer auch so grausam sein kann und ganze Dörfer überschluckt? — Ich habe zu Hause ein altes Buch, das heißt „Der Höllewrachen des blanken Hans“. Das müßten Sie mal lesen, das glauben Sie ja gar nicht, was da alles für Sachen in stehen. Blanke Hans, so nennen wir Schiffer nämlich die Nordsee. Ja, was der blanke Hans nicht schon alles geschluckt hat!

Da ist das Unglück hier auf Wangeroog ja eigentlich noch nichts dagegen. Die ganze Küste von Belgien, Holland, Friesland, bis hinauf nach Dänemark wird von Jahrhundert zu Jahrhundert immer zerrissener durch die Sturmfluten, die jedesmal neue Stücke vom Festlande oder von den Inseln abreißen und im Wasser begraben. Gucken Sie man mal die Küste auf der Landkarte an. Jede Bucht und jede Wasserstraße ist vom Meere ausgespült worden und manchmal sind tausende von Menschen dabei ertrunken. Und wieviel Vieh! — Das ist überhaupt gar nicht auszudenken.

Die ganze Zuidersee in Holland ist früher Land gewesen. Und viele, viele Dörfer haben da gelegen, und in einer einzigen Nacht sind alle die Menschen ertrunken, und Häuser und Felder und Vieh und alles, was sie hatten, ging in den Fluten unter.

Ach ja, ihr auf dem Festlande, was wißt ihr vom Meere! Wenn's tüchtig stürmt, dann zieht ihr euch die Bettdecke über die Ohren oder sitzt am warmen Ofen und wißt gar nicht, wieviel Not dann da draußen an der Küste ist.

Na, ich will ihnen mal das Buch zeigen, wo alle die großen

Sturmfluten in beschrieben sind. Da sind auch eine Menge Bilder in, da können Sie viel aus lernen. Und für Kinder ist das auch was."

Berni rückte ganz dicht an Herrn Sandreuther heran und alle freuten sich schon darauf, das Buch mit ihm gemeinsam zu bes sehen und sich von ihm davon erzählen zu lassen.

Frau Sandreuther hatte kein Wort gesagt. Sie sah wehmütig hinaus auf das Wasser. Sie mochte wohl an ihre Jugend denken. Sie hatte ja auch jene schreckliche Nacht mit erlebt, und das Haus ihrer Eltern, wo sie als Kind so glücklich gewesen war, war auch vom wilden Meere weggespült worden.

"Denken Sie sich," flüsterte sie jetzt leise Frau Stengele zu, "der ganze Kirchhof da draußen, wo meine Großeltern und Ur-großeltern auch begraben lagen, alles weggeschwemmt. Und die See hat so gewühlt, daß die Serippe aus den Gräbern heraus-gerissen wurden und nachher Schädel und andere Knochen am Strande herum lagen."

Und heute lag nun das Wasser so glatt und ruhig da, als könnte es keinem Kinde ein Leid tun. — — —

Dann brachen alle auf, und selbst die Kinder wanderten nach-denklich mit den Großen auf dem festen Sande dicht am Wasser dahin, dem fernen Dorfe zu.

Die hohe Burg

Es fing an voll zu werden auf Wangeroog, jeden Tag sah man neue Gesichter. Man konnte es den meisten gleich an der Nase ansehen, ob sie schon länger auf der Insel oder erst frisch an-gekommen waren, denn die Seeluft färbte in der Regel bereits nach wenigen Tagen Gesicht und Hände bräunlich. Manche hatten sogar, wenn sie unvorsichtig waren, unter dem Einfluß der scharfen, kräftigen Luft und der starken Sonne zu leiden. Die Haut wurde rau und spröde und blätterte an der Stirn und auf den Wangen ab. Und wer eine zarte, empfindliche Haut mit-brachte, der brauchte viel Creme und Vaseline, um sie geschmeidig zu erhalten.

Die Kinder gingen oft zum Watt, um den Dampfer Nord-friesland ankommen zu sehen. Jedesmal brachte er einen Haufen neuer Kurgäste mit. Heute war es aber besonders auffällig. Als wäre ein großer Verein, der einen Sonntagsausflug machte,

angekommen, kam es den Kindern vor, als sie heute morgen die Ankunft der neuen Reisenden abwarteten.

Dreimal mußte das große Boot wieder zum Dampfer zurück und die Fremden holen, aber bekannte Gesichter sahen sie unter den Ankommenden nicht. Wahrscheinlich hatten irgendwo be-reits die Ferien begonnen und daher der Menschenandrang.

Auch Lührssens und Sandreuthers hatten neue Kurgäste er-halten. Bei Lührssens war eine Dame aus Berlin mit zwei kleinen Mädchen eingezogen, die gleich mit Erna Freundschaft geschlossen hatten. Und bei Sandreuthers wohnten seit gestern drei Studenten aus Göttingen, die aber nur acht Tage bleiben wollten.

Das waren lustige junge Leute, die man schon von weitem an ihren bunten Mützen erkannte. Sie trieben vielen Unsinn und waren voller Übermut.

Heute mittag, wie Frau Becker nach dem Essen sich ein wenig niedergelegt hatte, waren Berni und Franz und Erna zusammen nach ihrer Burg gewandert. Sie wollten wieder den abgefallenen Sand aufschaukeln. Da hörte Berni plötzlich Stimmen. Jemand sagte: "Natürlich komme ich hinüber! — Wetten?" "Na, mal los." Ein paar kurze Tritte auf dem weichen Sand und — im nächsten Augenblicke sprang jemand über die Burg und setzte sich gerade vor dem Strandkorbe von Frau Becker auf den weichen Sand.

Berni erkannte einen der drei Studenten. Er mußte unvor-sichtig gesprungen sein, denn er hatte mit den Füßen ein Stück vom Damme total niedergetreten.

Lautes Gelächter erschallte. "Unsere schöne Burg!" rief Franz weinerlich, "das solltet ihr aber nicht."

"Ach, Kleiner," sprach da der Student, "weine nur nicht, ich mache es dir sofort wieder in Ordnung. — Mal alle hierher, zum Burgenbauen!" Kommandierte der Student. Seine beiden Kameraden kamen angelaufen. "Habt ihr Schaukeln?" fragte einer. Berni und Franz reichten ihre Schaukeln hin. Der dritte Student nahm ein großes Stück Holz, und nun begannen sie zu arbeiten, daß Berni und Franz nicht aus dem Staunen heraus-kamen.

"Wie hoch wollt ihr eure Burg haben?" fragte der Springer. "So hoch!" rief Berni und zeigte übermütig bis an den oberen

Rand des Strandkorbes. „Schön! — wird alles gemacht!“ antwortete der Student lachend und begann noch eifriger zu schaufeln. Sie arbeiteten, daß sie schwigten. Einer nach dem andern zog seine Jacke aus und schaufelte in Hemdsärmeln weiter. Einer suchte den andern zu überbieten, und so türmten sie schon nach kurzer Zeit solch hohe Sandhaufen rings um die Burg auf, daß Berni und Franz nicht mehr darüber hinwegblicken konnten.

Berni freute sich mächtig, er stieß heimlich Franz an. Auch der lachte.

„Noch höher!“ rief Franz den drei Studenten ermunternd zu. Die schaufelten nun unverdrossen weiter, bis der Damm so hoch geworden war, daß nur noch eben die Spitze des Strandkorbes herüberschaute.

„So ist's fein!“ meinte Berni. „Jetzt muß aber noch alles glatt gemacht werden.“

Auch das wurde besorgt. Lachend zogen die Studenten ihre Jacken wieder an und wanderten davon.

Berni aber tanzte vor Vergnügen immer um den Strandkorb herum und rief: „Was wird meine Mutter sagen, wenn sie kommt!“ — Erna aber meinte: „Ich glaube, meine Mutter findet uns gar nicht, ich will nach draußen gehen und aufpassen, wenn sie kommt.“ „Nein, du bleibst hier,“ rief ihr Franz zu und hielt sie fest, „das macht ja gerade Spaß, wenn sie uns gar nicht finden.“

Die drei Kinder legten sich hinter dem hohen Damme der Burg auf die Lauer und hielten Ausschau.

Da sahen sie die beiden Frauen in eifrigem Gespräch langsam dahervandeln. Als sie in die Nähe der Burg gekommen waren, blieb Frau Becker stehen und schaute verwundert um sich herum. „Ja, was ist denn das?“ hörten die Kinder sie laut Frau Stengele fragen, „wo ist denn unsere Burg?“ Die drei Kinder hinter dem Sande amüsierten sich so, daß sie sich fest zusammennehmen mußten, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen.

Frau Stengele machte große Augen und blickte suchend herum. „Ich glaube, wir sind ganz falsch gegangen, hier ist ja die Burg gar nicht!“ sagte sie zu Bernis Mutter. Die beiden Frauen blickten sich nach allen Seiten um.

„Doch,“ sprach Frau Becker, „hier ist der Platz, hier muß sie sein.“

Da konnten sich die drei nicht mehr halten. Mit lautem Lachen türmten sie hinter dem Damme durch das Tor hervor.

Beide Frauen machten ganz verblüffte Gesichter.

„Ja, aber — — —!“ rief Frau Becker und staunte den hohen Damm an. Nun wollte Berni unter Lachen erzählen, wie alles gekommen war, aber es dauerte lange Zeit, bis die Frauen seine Erzählung verstanden hatten, denn Franz und Erna unterbrachen Berni so oft und erzählten so viel dazwischen, daß man aus allen ihren Worten kaum klug werden konnte.

„Das ist ja prachtvoll!“ rief Frau Stengele endlich und trat in die Burg, „hier kann uns niemand sehen.“

Beide machten es sich in den Strandkörben bequem und nahmen ihre Handarbeiten hervor.

„Aber schade, nun sehen wir auch das Meer nicht,“ sagte Frau Becker. „Einen kleinen Ausguck möchte ich doch gern haben.“ Da kletterten Berni und Franz vorsichtig auf den hohen Damm und begannen an einer Stelle, gerade in der Richtung auf das Meer zu, ein wenig Sand abzutragen, bis die Frauen von ihrem Korbe aus gut hinübersehen konnten.

So, nun war alles tadellos.

Die Kinder eilten an den Strand und nahmen ihre Schaufeln mit.

Es war tiefe Ebbe, deshalb konnten sie weit hinausgehen. Sie wollten dicht an der Wassergrenze noch eine Burg bauen.

Franz und Berni begannen gleich Sand abzustechen und auf einen Haufen zu werfen. Sowie aber eine Schaufel Sand herausgehoben war, drang gleich von allen Seiten das Wasser herein und füllte die kleine Höhlung wieder aus.

„D, weißt du was!“ rief Berni da, „wir graben einen Teich.“

Die Kinder schaufelten eine große Kuhle, die sich schnell mit Wasser füllte. Als sie tief und groß genug war, liefen sie am Strande entlang, um irgendwelche Tiere in ihr Aquarium zu setzen. Franz fand eine Qualle, die noch lebte. Die Kinder warfen sie in den kleinen Lümpel, und nach kurzer Zeit begann die Qualle darin herumzurudern. Ihre Glocke hob und senkte sich und stoßweise schwamm das zarte Tier in dem Aquarium herum.

Aber die Flut begann wieder zu steigen und bald drangen die Wellen hinein und warfen die Qualle wieder auf den Sand.

Nun machten sich die drei wieder daran, eine Burg zu bauen, die die Wellen nicht zerstören sollten. Sie schaufelten einen Haufen nassen Sandes dicht an der Wassergrenze auf, traten ihn fest und erhöhten ihn mehr und mehr. Doch das Wasser stieg und stieg, und die Wellen drängten immer aufs neue an den Sandhaufen.

Berni stand oben darauf und sah sich schon nach kurzer Zeit rings vom Wasser umgeben. Bis dann eine höhere Welle kam und den ganzen Haufen auseinander schwemmte. Berni mußte rasch durch das Wasser patzchen, um nicht über und über naß zu werden.

Da rief auch schon Frau Stengele die Kinder. Es war Zeit zum Heimgehen. Schnell zogen die drei wieder ihre Sandalen an, und gingen zum Abendessen.

Als sie an Frau Beckers kleinem Laden vorbeikamen, standen zwei Damen dort, die etwas kaufen wollten. Fräulein Lührssen gewährte Frau Becker und winkte ihr zu, doch einen Augenblick heranzukommen. Die Kinder wurden vorausgeschickt und die beiden Frauen warteten vor der Bude, bis die Käuferinnen bezahlt und fortgegangen waren.

„Frau Becker,“ sagte Fräulein Lührssen, „Sie müssen schnell wieder Badehandtücher und Kappen kommen lassen, der Vorrat ist fast alle. Jetzt sind so viele Fremde hier, da geht das Geschäft den ganzen Tag. Heute habe ich schon über 20 Mark eingenommen.“

Das war eine Freude für Frau Becker. „Gewiß, ich will gleich heute abend noch schreiben, dann geht der Brief morgen früh ab.“ „Nein, er geht erst morgen nachmittag ab,“ antwortete Fräulein Lührssen, „und dann dauert es immer noch drei Tage, bis die neuen Sachen hier sind. Solange komme ich aber nicht aus. — Können Sie nicht telegraphieren?“

„Ja, was müssen Sie denn alles haben?“ — „Ich gebrauche neue Badetücher und Badekappen, gute und billigere, und vor allem noch bunte Kinderschürzen, die sind auch fast ausverkauft.“ — „Gut, dann geh ich gleich bei der Post vor und gebe das Telegramm auf.“

Das tat Frau Becker auch und schon nach anderthalb Stunden, als Emmy in Bremen gerade ihren Laden schließen wollte, brachte ihr der Telegraphenbote die Depesche. Da packte Emmy

noch schnell eine ganze Kiste mit den gewünschten Sachen und ließ sie durch ein paar Jungen zur Bahn fahren. Der Eilgutsschuppen war noch offen und so wurden die Sachen noch verladen und dampften mit dem Nachtzuge nach Carolinensiel. Am nächsten Tage brachte der Dampfer die große Kiste mit und Fräulein Lührssen konnte nun flott ihre Lakens und Schürzen und Kappen weiter verkaufen.

Frau Becker aber war ganz glücklich darüber, daß sie so gute Geschäfte machte. „Wenn das nur noch vier Wochen so anhält,“ sagte sie zu Frau Stengele, „dann habe ich meine ganzen Reisekosten wieder heraus und kann noch ein bißchen auf die Sparkasse bringen.“

Meerleuchten

Es war ein ungemein heißer und schwüler Tag. Als die Kinder zum Strand gingen, sahen sie die Luft über den Dünen schon in leiser, zitternder Bewegung. Das Meer lag glatt und ölig da. Und das Wasser war beim Baden viel wärmer als sonst. Es war kaum ein wenig Luftzug zu spüren, und als dann alle wieder in der hohen Burg saßen, konnten die Kinder es kaum im Sonnenbrand aushalten.

In der Ferne fuhr ein großer Dampfer dahin. Die Rauchwolke aus seinem Schornstein schwebte als endlos dünner, schwarzer Streifen dicht über dem Meere. Alle Damen trugen leichte Blusen und auch viele Herren gingen in hellen Anzügen.

Nirgend war Leben. Matt und müde fühlten sich die Menschen. Frau Becker war in ihrem Strandstuhle eingeschlafen und die Kinder hatten Langeweile. Erna machte Sandpudding mit einem Fingerring ihrer Mutter, Franz hockte am Wasser und grub Muscheln aus und Berni lag zu den Füßen seiner Mutter und blickte ins Blaue hinauf.

Er dachte an Bremen. Nun waren sie schon über drei Wochen hier. O, welch eine lange Zeit. Er dachte an Emmy und den kleinen Laden und an die Straße, in der er wohnte, und an die Schule und seine Freunde. Es kam ihm vor, als wäre er schon jahrelang hier. Auch an seine Verwandten in Heiddorf dachte er.

Wie er so lag und grübelte, war es ihm plötzlich, als sei dies alles nur ein Traum, als sei er immer mit seiner Mutter hier gewesen und nur im Traume habe er Bremen und Heiddorf gesehen.

Wie komisch war das. Ob seine Mutter wohl solche merkwürdigen Gedanken auch schon mal gehabt hatte? — Wo er wohl sein würde, wenn er erst groß war? Ob er dann wohl an Wangeroog dachte. Vielleicht erschien ihm dann Wangeroog auch nur wie ein Traum?

Er seufzte tief auf und wußte doch nicht warum. — Und neulich, die Mädchen, die das schöne Lied von der Reise nach Zütland gesungen hatten! — Das Lied war so traurig und der Mond hatte so wunderschön geschienen. — Wie war doch das alles merkwürdig. Und warum mußte er gerade jetzt daran denken? Manchmal war es so schön, was man erlebte und doch zum Weinen. Seine Mutter hatte so geweint, als die Mädchen das schöne Lied gesungen hatten und er hätte auch mit weinen können.

So lag er und dachte nach und konnte doch nicht verstehen, was durch seine Seele zog. Nur eins begriff er, daß es viel Rätselhaftes in der Welt gab und vieles, was uns bedrückt und doch auch wieder froh macht.

„Verni! — Verni! So höre doch!! — Zweimal habe ich dich schon gefragt, ob du einen Pudding haben willst, und immer antwortest du nicht!“ schrie ihm auf einmal Erna in die Ohren.

„Ach, störe mich doch nicht. Es war eben so schön“, antwortete Verni ihr unwillig.

Frau Becker war erwacht und schaute verwundert um sich.

Dann schlenderten alle dem Dorfe zu.

Am Nachmittage blieb Frau Becker zu Hause, sie fühlte sich durch die Schwüle heute sehr angegriffen.

Die Kinder lärmten auf der Veranda herum. Da trat Herr Sandreuther aus der Tür und sah aufmerksam prüfend in das Wetter. Ein paar schwere blaugraue Wolken waren am Himmel heraufgezogen und schwebten nun gerade über dem weiten Dorfplatz, der wie ausgestorben dalag.

Als Herr Sandreuther die Kinder erblickte, sagte er: „Wir werden wohl ein Gewitter kriegen. Aber fürchtet euch nicht, es schlägt hier so leicht nicht ein.“

„Schlägt es wohl auch mal in ein Schiff ein?“ fragte ihn Verni.

„Ja, mein Junge, das kommt wohl vor, aber das schadet meist nicht viel, weil heute jedes Schiff Blitzableiter hat.“

Ach, das wußten die Kinder noch gar nicht, daß die Schiffe auch Blitzableiter haben.

„Ich habe schon manches Gewitter auf See erlebt,“ setzte Herr Sandreuther hinzu, „und bin früher manchmal auf einem Schiffe gefahren, das keinen Blitzableiter hatte. Da ist das dann was anderes! Ihr wißt doch, daß der Blitz gerne in hohe Gegenstände einschlägt. Da kam es auch oft vor, daß der Blitz in einem Mast hinabfuhr und das ganze Schiff aufbrannte.“

Ja, da gibt es sonderbare Dinge. Einmal fuhr ich auf der Patria nach Ostindien. Wir waren gerade aus dem Roten Meere herausgekommen und segelten nun in den Indischen Ozean hinein, da war auch einmal solch ein ganz schwüler Tag, noch viel heißer und schwüler wie heute hier. Wir konnten ohne Schuhe gar nicht auf dem Deck gehen, weil die Planken heiß waren wie glühendes Eisen. Als es Abend geworden war, überzog sich auf einmal der ganze Himmel mit dicken, schweren Wolken, aber es kam nicht zum Regen oder Sturm, wie wir erwartet hatten. Da auf einmal sah ich etwas ganz Merkwürdiges. Oben aus den Spitzen der Masten kam ein Licht. Auf jeder Mastspitze saß ein Lichtbüschel, als wenn jemand einen leuchtenden Fächer darauf gesteckt hatte. Wir Fischer nennen solch ein Licht „St.-Elms-Feuer“. Es war nicht gerade hell, aber man konnte es doch deutlich sehen. Es flammte auch nicht, sondern kam nur als heller Schein aus den Mastspitzen heraus. Die Gelehrten sagen, das kommt von der Elektrizität, die im Wasser ist, und die dann aus den Mastspitzen ausströmt.

Es saß den ganzen Abend da oben, als aber die Nacht kam, da sah ich etwas, was ich nie wieder vergessen werde und wenn ich auch so alt wie Methusalem werde. Da fing nämlich Meerleuchten an. Denkt euch, das ganze Kielwasser unseres Schiffes — also die Wellen, die die Patria hinter sich aufwarf, schimmerten silberweiß und goldgelb. Es zuckte in der See, als wenn Blitze aufleuchteten, und die Rämme der Wogen glühten ebenfalls auf und schäumten und sprühten grünlichweiß.

Und das ganze Wasser, soweit man sehen konnte, war voll von Meerleuchten. Ja, das hättet ihr mal sehen müssen! —

Hier in der Nordsee kommt aber auch oft Meerleuchten im Sommer vor, und es kann sein, daß heute abend auch Meerleuchten ist.“

„Ja, wie kommt das denn eigentlich?“ fragte ihn Franz.

„Ach, das sind Millionen kleiner Tiere in dem Seewasser, die schwimmen darin herum, und wenn schwüles Wetter ist, dann fangen sie an zu leuchten. — Na, ihr werdet's auch schon mal zu sehen kriegen, wenn ihr noch lange hier bleibt.“

Herr Sandreuther ging wieder in das Haus hinein.

„Wißt ihr was, wir klopfen mal bei Herrn Doktor Siemer an und fragen den, der kennt alle Tiere, die es in der See gibt,“ rief Berni. Er ging auch gleich ins Haus und klopfte an des Doktors Thür. „Herein!“ rief es. Berni und die beiden anderen traten schüchtern ein. Doktor Siemer saß an einem Tische, auf dem das Mikroskop stand. „Na, Kinder, was wollt ihr?“ — „Wir — wir — wir wollten mal fragen, ob Sie auch glauben, daß wir heute abend Meerleuchten bekommen und — und — — und ob das wahr ist, daß ganz kleine Tiere in der See das Meerleuchten machen,“ sprach Berni.

Doktor Siemer sprach: „Da kommt ihr gerade zur rechten Zeit. Ich habe gerade solch ein kleines Leuchtthierchen unter meinem Glase. Wollt ihr's mal sehen?“ —

„O, wie gerne wollten sie das. Die Stengeles Kinder traten fast schüchtern an das blickende Instrument heran. Eins nach dem andern durfte hindurchsehen.“

„Na, was siehst du denn, Berni?“ fragte der Doktor.

„Das ist ein Ei aus Glas, das sieht beinahe wie eine Birne aus und da sitzt so'n dünnes Ding an, das ist auch aus Glas, das sieht aus, als wenn es ein Bindfaden ist.“

„Ja,“ sprach der Doktor, „das ist solch ein kleines Leuchtthierchen. Aber du siehst es hier in dreihundertfacher Vergrößerung, d. h. das Tierchen ist dreihundertmal so klein wie du es hier siehst.“

Nun kam Franz, und dann durfte Erna hindurchsehen.

Die Kinder waren alle drei enttäuscht. Sie hatten sich so ein Leuchtthierchen ganz anders gedacht. Sie waren schnell wieder draußen.

Als es Abend geworden und das Abendbrot verzehrt war, bezog sich der Himmel. Schwere schwarzblaue Wolken bedeckten ihn und es wurde früher dunkel als sonst. Die Kinder hatten heute noch gar keine Lust zu Bett zu gehen, sie schwagten auch den Müttern so viel vor vom Meerleuchten, das heute abend sein

sollte, daß Frau Becker und Frau Stengele endlich nachgaben und mit den dreien noch einmal zum Strande wanderten.

Es war aber nichts zu sehen. Dunkel wogend lag das Meer vor ihnen, nur die Luft war etwas frischer geworden. Ein leichter Wind wehte vom Wasser zum Strande herüber, und der frische Luftzug tat wohl.

Als sie so auf dem nassen Sande am Strande dahinwanderten, rief Berni, der den andern folgte, auf einmal: „O, Mutter, sieh mal, was das für Funken sind auf dem Sande!“

Alle brehten sich um. Berni schrammte mit der Kante seiner Sandale durch den nassen Sand, und nach rechts und links fielen kleine, leuchtende Pünktchen.

Keiner wußte, was das war. Erna nahm beide Hände voll Sand auf und sprach scherzend: „Da sitzt wohl Gold in?“ Aber sie fand kein Gold. Als sie jedoch an das Wasser eilte, um ihre sandigen Hände abzuspülen, da bemerkte sie auf einmal winzige, glühende Pünktlein an den Händen.

Nun kamen alle und staunten das Wunder an. Franz hatte sein Taschentuch ins Wasser getaucht, und als er das nasse Tuch ausschüttete, da sprühten glühende Tropfen davon.

Alle riefen: „Ah!“ und jedes der Kinder tauchte sein Taschentuch nun ins Wasser und klatschte es durch die Luft und sah Fünklein herauspringen und in der Luft zergehen.

„Aber Kinder, nun seht mal da hinten!“ rief auf einmal Frau Stengele.

Alle blickten auf das Meer hinaus. In der Ferne sah man deutlich die hohe Brandung wogen, und jede Woge schillerte grün und leuchtete im Überstürzen silberig auf.

„O, wie schön!“ jubelten die Kinder: „Das ist das Meerleuchten!“

Hin und wieder war es, als ob ein leuchtender Blitz durch das dunkle Wasser fuhr. Weite Flächen erglühnten, und nach wenigen Sekunden war der Glanz dann wieder verschwunden.

Alle gingen zur Gifsbude hinauf, dort konnte man es sicher noch besser sehen.

Viele Menschen waren am Strande und beobachteten das herrliche Schauspiel.

Ja, das war das Meerleuchten, von dem Herr Sandreuther ihnen schon am Nachmittage erzählt hatte. Es war wundervoll

anzusehen, und die Mütter, die Meerleuchten auch noch nicht kannten, standen ganz in den Unblick versunken.

Berni war ergriffen. Der dunkle, drohende Himmel, der düstere Strand, die schwarze, wogende See, die heute abend so unheimlich rauschte, und das ständige Aufblitzen im Wasser waren ihm so ungewohnt, daß er kein Wort sagen konnte, sondern immer nur schaute und schaute und von Zeit zu Zeit seiner Mutter die Hand drückte.

Als es dann aber am Horizonte auch in den Wolken anfing, aufzuleuchten, und als sich in der Ferne ein dumpfer, rollender Donner vernehmen ließ, machten sich die Frauen mit den Kindern auf den Heimweg.

Der Sturm

Berni hatte tief und fest geschlafen und war erst spät am Morgen aufgewacht. Er hatte nichts gehört von dem starken Gewitter, das gerade über Wangerooq mitten in der Nacht hinweggezogen war, er hatte auch nichts von dem Sturme gehört und dem starken Donnern der Wogen.

Nun war es schon 9 Uhr durch, als er endlich aufwachte. Meist stand er ja früher auf als Frau Decker, um so verwunderter war er, als er seine Mutter heute morgen schon mit dem Kaffeeschirr in die Stube treten sah.

Sie lachte ihn an und neckte ihn wegen seiner Längschläferei. „Mutter, was ist denn das für ein Pfeifen draußen?“ fragte er und horchte hinaus.

„Es ist Sturm und es regnet tüchtig!“ — „Wie schade!“ rief Berni und sprang aus dem Bett und zog sich an.

Nun kamen auch Stengeles, um mit ihnen zum Strand zu gehen.

Aber nachdem die Frauen noch einmal prüfend ins Wetter geblickt hatten, beschloßen sie, doch zu Hause zu bleiben. Nur die Kinder waren nicht zu halten. Sie stürmten, in ihre Regenkappen eingehüllt, hinaus.

Als sie oben bei der Gifstube angekommen waren und von dort das Meer erblickten, liebten sie überrascht stehen. Solch entsetzlich hohe Wellen hatten sie alle noch nie gesehen. Das rauschte und donnerte und wogte gegen die Dünen, daß man glauben sollte, die Wasser wollten die ganze Insel verschlingen.

Vom Strand war überhaupt nichts zu sehen und bis weit an den Horizont hinaus war die ganze See eine endlose schwarze und schäumende Masse.

„Unsere schöne Burg!“ rief Berni und eilte hinunter. — Die Burg war fort, gänzlich fort. Ihre Strandkörbe lagen am Dünenabhänge, wo die meisten lagen. Einige schwammen auch auf dem Wasser herum und wurden von jeder großen Welle gegen die Düne geschleudert und, wenn sie zurückebbte, wieder ein Stück mit in die See hinausgenommen.

Ratlos standen die Kinder und blickten auf die anstürmenden Wogen. Auch nicht der kleinste Sandhaufen war mehr da zu sehen, wo die Burg gestanden hatte. Die ganze Fläche war glatter Strand, der bei jeder zurücklaufenden Welle ein Stücklein zu sehen war.

Sie standen lange und blickten auf die erregte Flut. Dann wanderten sie wieder heim.

Die Kinder fanden die Frauen in Sandreuthers Küche. Herr Sandreuther hielt ein merkwürdiges Ding in der Hand, das er den Frauen zeigte und erklärte.

„Sehen Sie,“ hörten sie ihn sagen, „das sind vier Reihen von Zähnen und die stehen alle nach hinten gerichtet. Ja, was so'n Bursche einmal gepackt hat, das läßt er auch nicht wieder los.“ Er machte eine Pause, dann fuhr er fort: „Ja so, ich wollte Ihnen ja erzählen, wie ich dazu gekommen bin. — Wir hatten bei Madeira angelegt und machten das Schiff klar, da kam gerade so'n feiner, steifer Nordwind auf und nun segelten wir los auf Kapstadt zu. Das war eine feine Fahrt! Und von Madeira her folgte uns das Untier. Es war immer beim Schiff, bald auf der Backbord- und bald auf der Steuerbordseite. Und wenn der Koch Küchenabfälle ins Wasser warf, dann kam es heran und schnappte sie weg. Es war ein ungewöhnlich großer Bursche und wir sahen seine Rückenflöße ständig Tag und Nacht auf einer Seite des Schiffes.“

So war er uns schon vier Tage gefolgt, da flaute der Wind ab. Wir hatten faule Lage, und da kam Hein Stolterfuß, was unser Steuermann war, auf den Gedanken, den Kerl zu fangen. Er und der Koch, der sich schon auf den Fang freute — die Flossen schmecken nämlich auch sehr schön! — sie machten nun zusammen den Köbder fertig. Sie nahmen einen Schiffshaken und schärften

den auf dem Schleifsteine, und dann hingen sie den Haken an eine kurze Kette, und daran banden sie ein langes Lau. So, nun war die Angel fertig. Der Koch spendierte ein Stück Schweinespeck, der doch schon ein bißchen gammrig schmeckte, und der Haken wurde nun tief in den Speck hineingesteckt, und das ganze mit Bindfaden umwickelt.

Als nun alles fertig war, warf der Steuermann den Köder weit weg ins Meer und der Köder trieb nun hinter dem Schiffe, das aber nur wenig Fahrt machte, weil der Wind abgeflaut war.

Der Kerl hatte ja nun wohl den Köder nicht gesehen, denn er schwamm immer auf der Steuerbordseite und war mehr vorn als hinten am Schiffe. Es konnte ja auch sein, daß es Schlaueit von ihm war, na, ich weiß es nicht. Kurz und gut, wir warteten, aber der Köder, der schwamm auf dem Wasser und trieb im Kielwasser herum. Wir wollten ihn schon wieder einziehen und nochmal auswerfen, da kam der Koch gerade wieder aus der Küche heraus mit einer großen Molle von Kartoffelschalen und so'n Kram. Die warf er auch hinten über Bord. Das hatte der Hai aber gesehen, denn er machte einen großen Bogen und segelte auf den Abfall zu, der auf dem Wasser schwamm.

Eins, zwei, drei hatte er übergeschluckt, was noch nicht untergesunken war, und jetzt sah er auf einmal auch den Köder. Wir hatten das Lau natürlich festgebunden und hielten das Ende in der Hand, um es nachführen zu können, wenn er es zu stramm anzog.

Da sahen wir nun auch schon, wie der Hai sich im Wasser herumwarf — das tun sie nämlich immer, wenn sie fressen wollen, weil das Maul so unterwärts, beinahe an der Kehle sitzt! — und auf den Haken losschwamm. Mit einem Biß hatte er das Ding übergeschluckt und wollte nun davon. Aber das Lau hielt ihn ja. Na, nun fing das Untier im Wasser an zu toben. Ich sage Ihnen, Frau Becker, das hätten Sie sehen müssen. Es überschlug sich ein paarmal und tauchte dann weg, und es war man gut, daß wir ein starkes Lau genommen hatten, sonst hätte der Hai es uns weggerissen, und Haken und Kette und Lau und Hai, alles wäre verloren gewesen.

Aber das Lau hielt. Wir ließen ihn sich ordentlich müde arbeiten, hielten das Lau stramm, und nun mußte er mit. Dann tauchte mal seine Flosse wieder auf, und dann war sie wieder

mal weg. Er schlug wie toll mit dem Schwanz auf das Wasser, aber das Lau hielt ihn. Es dauerte wohl gut eine halbe Stunde, dann wurde er ruhiger und zuletzt bewegte er sich gar nicht mehr. Na, nun kam die schwerste Arbeit! — Nun wollten wir ihn herausziehen. Alle Mann mußten mithelfen. Wir machten das Lau von der Reeling los und zogen und zogen. Immer näher kam der Bursche dem Schiffe. Das war noch leichte Arbeit, weil das Tier ja noch im Wasser lag und nicht so schwer war. Aber nun wollten wir ihn am Heck heraufholen und das war nicht leicht. Der Schweiß stand uns allen auf der Stirn, wir schwitzten wie die Bären, und ruckweise holten wir ihn. O, was war das für ein Tier! Solch einen Bengel habe ich noch nicht wieder gesehen.

Als wir ihn halb aus dem Wasser hatten, machten ein paar Mann eine Schlinge aus dicken Lauen und mit langen Stangen steckten sie dem Hai die Schlinge um den Schwanz und dann zogen sie an und zogen das Schwanzende auch herauf.

Na, endlich hatten wir ihn an Deck. Da lag er, von der Kajüte, also von der Mitte des Schiffes bis zum Kompaß hinten am Heck. Es war ein ganz unbändiges Tier.

Als wir den Haken wieder herausholen wollten, saß er dicht hinter den Zähnen. Sie können es hier noch sehen, da fehlen ein paar Zähne, die muß der Haken ihm ausgebrochen haben. —

Wir schnitten die Haut herunter, und einige legten sich große Stücke davon zum Trocknen auf das Deck. Dann habe ich die Kiefer herausgeschnitten und das Fleisch davon abgeschabt und sie zum Andenken behalten.

Ja, nun hängt es da über der Tür schon jahrelang, aber ich brauche bloß hinaufzusehen, dann fällt mir alles wieder ein, als wenn es erst gestern gewesen ist."

Die Kinder hatten natürlich längst gemerkt, von was für einem Tiere der alte Sandreuther erzählte. Sie traten hinzu und bewunderten die scharfen dreieckigen Zähne, die in vier Reihen im Oberkiefer saßen. Dann hing Herr Sandreuther das Haifischgebiß wieder an seinen Platz über die Stubentüre.

Von Eisbergen und Walfischen

Es regnete und stürmte heute den ganzen Tag, und die Kurgäste blieben meistens zu Hause und langweilten sich. Dazu

hatte die Luft sich sehr abgekühlt, so daß man aus dem Frösteln gar nicht herauskam.

„Das werden wohl die Eisberge machen,“ sagte Herr Sandreuther, als er nachmittags auf die Veranda gekommen war, wo die Kinder spielten, „ich habe man in der Zeitung gelesen, daß die Schiffe auf ihrer Fahrt nach Newyork große Eisberge getroffen haben.“

„Wo kommen denn die Eisberge her?“ fragte ihn Berni.

„O, die kommen alle von Norden, von Grönland und daher herunter. Ich habe früher auf meinen Reisen oft Eisberge gesehen. Sie sind ja schön und großartig, wenn man ihnen so auf offenem Meere begegnet, aber sie sind auch sehr gefährlich und manches Schiff ist schon mit ihnen zusammengestoßen und kaputt gegangen.“

Ich erzählte euch doch heute morgen von dem Haißisch, den wir auf unserer Reise nach Kapstadt gefangen hatten, nicht? — Na, auf derselben Reise, als wir von Kapstadt nach Australien weiter fuhren, da trafen wir eine Menge Eisberge, und wir hatten ordentlich zu tun, daß wir uns die Niesen vom Leibe hielten. Die werden nämlich 50 und 60 Meter hoch, wenigstens was die größten sind. Und dann muß man bedenken, daß ja immer nur ein kleiner Teil von solchem Eisberge aus dem Wasser herausguckt. Der größte Teil ist aber unter Wasser. Ach, das sieht schön aus, wenn die Sonne scheint und solch ein Riese kommt so langsam herangeschwommen, und die Sonne glitzert darauf. Aber das Schönste ist die Brandung an solchen Eisbergen. Wenn die See unruhig ist, dann schäumen die Wellen gegen das Eis an, daß der Schaum bis oben hinauffspritzt. Wir haben es hin und wieder wohl mal versucht, mit einem Boote heranzukommen, aber da ist gar keine Möglichkeit. Man darf sich nicht heranzuwagen, sonst würde die Brandung das Boot kurz und klein schlagen.

Die meisten sind freilich wohl nicht 50 Meter hoch, das sind immer nur die ganz großen, in der Regel sind die so 20—30 Meter, und dann sieht man auch viele Schollen, riesige Eisfelder, oft ein paar englische Meilen lang. Die treiben alle den heißen Ländern zu, und dann schmelzen sie natürlich langsam weg.

Das Schmelzen macht hauptsächlich das Wasser. Die Wellen schlagen vom Meere aus immer gegen die Wände des Eisberges,

und an der Stelle schmilzt der Berg dann langsam weg. An die höchsten Stellen der Eisberge aber können die Wellen nicht anschlagen, und so kommt es dann, daß der Berg an der Wassergrenze mehr und mehr wegschmilzt und der obere Teil weit übersteht. Ach, das sieht so wunderbarlich aus. Wild und zackig ragt dann der obere Teil über das Wasser, unten haben die Wellen den Berg ganz ausgehöhlt. Oft schlagen sie auch so tiefe Löcher hinein, daß große Lorbogen entstehen, durch die ein kleines Schiff hindurchfahren kann. So nimmt die Strömung den Eisberg mit und bringt ihn in wärmere Gegenden, und da scheint die Sonne wieder stärker und hilft nun auch mit, ihn aufzutauen. Dann brechen oft große Stücke der Krone ab und stürzen ins Meer und schwimmen nun als kleine Eisberge neben dem großen weiter, bis dieser sich ganz allmählich auflöst und geschmolzen ist.“

„Gibt es denn heiße und kalte Länder?“ fragte ihn Erna.

„Gewiß, mein Kind, ich bin schon in Ländern gewesen, wo es immer Sommer ist, und auch in einem Lande, wo der Winter eigentlich nicht aufhört. Da ist es dann im Sommer immer noch viel kälter, als bei uns mitten im Winter. Und in diesen kalten Ländern gibt es auch hohe Berge, die sind dann ganz dick mit Schnee und Eis bedeckt. Im Sommer aber brechen große Stücke von dem Eise ab und rutschen die Berge langsam hinunter und treiben dann in das Meer hinaus. Und das Meer nimmt sie nun mit, immer weiter hinaus bis nach den heißen Ländern hin und bis sie geschmolzen sind.“

„Das tun alles die Wellen, nicht?“ fragte ihn Berni. „Ja, die Wellen und die Strömungen. — Im Meere gibt es nämlich auch kalte und warme Strömungen. Und in den kalten Strömungen treiben die Eisberge nun dahin. Und wenn die kalte Strömung da draußen viele Eisberge mitschleppt, dann kühlt sich die Luft über dem Wasser auch tüchtig ab. Und diese kalte Luft kommt dann auch nach uns, und dann schlägt bei uns auf einmal das Wetter um. So wird es in diesen Tagen auch wohl gewesen sein. Ich glaube bestimmt, daß die Eisberge in der See es gemacht haben, daß es heute bei uns auf einmal so kühl geworden ist.“

„Ich möchte auch wohl mal in solch kaltes Land reisen!“ rief Berni, „da kann man das ganze Jahr Schlittschuhe laufen und Schlitten fahren.“

„Das wünsch dir man nicht, mein Junge,“ entgegnete Herr Sandreuther, „das ist in Wirklichkeit viel schlimmer, als du denkst. Ich fuhr mal mit einem Walfischfänger nach Grönland hinauf, das war eine schlimme Fahrt, die ich so leicht nicht wieder vergesse. Bis Island hinauf ging's ganz gut. Da hatten wir noch mildes Wetter, aber dann steuerten wir auf Grönland zu, und da fing es an ungemütlich zu werden. O, was habe ich da für Schneegeköber erlebt! Und dann noch Sturm dazu. Ich sage dir, da konnte man nicht die nächsten Gegenstände mehr sehen. Und der eisige Wind und die harten Flocken, wenn einem die so stundenlang um die Ohren fliegen, das ist wirklich nicht mehr angenehm. Wir hatten uns ja gut für die Reise eingerichtet, und der Dampfer hatte schon ein paar Reisen da hinauf gemacht und war recht fest und sicher gebaut, aber dennoch — es wurde mir bald zuviel. Es war ein schwedischer Dampfer, wir waren von Stockholm aus gefahren und wollten Walfische jagen, und das ist immer harte und gefährliche Arbeit, und schmierig ist die Arbeit, einfach nicht zum sagen!

Als wir nun hinter Island waren und auf Grönland zu steuerten, da sahen wir gerade vor uns drei Wale auf dem Wasser liegen. Man kann sie immer von weitem schon erkennen an dem Wasserdampfe, den sie ausstoßen. Der Wal hat nämlich zwei Nasenlöcher, die ganz eng beieinanderstehen und oben auf dem Kopfe sitzen, und wenn die Tiere nun ausatmen, dann sieht das von weitem aus, als wenn sie in hohem Strahl — so ungefähr 5 oder 6 Meter hoch! — Wasser ausspritzten. Das ist aber ja kein Wasser, das ist nur die Luft, die sie ausatmen und die man in der kalten Luft sehen kann.

Die Tiere lagen ganz ruhig, nur hin und wieder sahen wir den einen oder anderen einmal wegtauchen.

Die Maschine wurde gleich gestoppt und ganz vorsichtig fuhren wir noch etwas näher an die Tiere heran, um sie nicht zu versagen. Und dann wurden die Boote klar gemacht und zu Wasser gelassen. Zwei Boote fuhren gleichzeitig ab. Na, das war da nun eine Aufregung, denn solche Walfischjagd ist immer gefährlich und aufregend. Die Boote schossen schnell über das Wasser hin, denn die See war ziemlich ruhig. Als wir so'n paar hundert Meter mit unserem Boote an eins der Tiere herangekommen waren, tauchte es gerade unter, das andere Boot fuhr nun seitab

und näherte sich dem zweiten Wale. Wir mußten warten, denn so'n Wal kann 10—15 Minuten unter Wasser bleiben, ohne Luft zu holen. Dann muß er aber wieder herauf und atmen.

Die Zeit wurde uns furchtbar lang. Vorn an der Spitze des Schiffes stand unser Westmann. Der hatte schon oft Wale gefangen, und der bediente die Mörserbüchse. Ja so, das muß ich doch auch noch erzählen! Die Wale werden nämlich mit Harpunen aus Mörsern geschossen. Der Mörser sitzt ganz vorn an der Schiffsspitze und muß genau gerichtet werden. In dem Mörser ist natürlich Pulver, und davor sitzt die Harpune. Das ist ein Pfeil, der ein paar Widerhaken hat. An der Harpune aber sitzt eine ganz, ganz lange Leine, die ist auf einer Welle aufgerollt, und wenn die Harpune nun abgeschossen wird, dann zieht sie die Leine natürlich mit sich. Sowie aber ein Wal die Harpune im Leibe hat, dann taucht er unter oder schwimmt vor Schmerzen weit unter Wasser hin. Und wenn man dann nicht aufpaßt, dann zieht er das Boot mit in die Tiefe.

Deshalb liegt immer vorn im Boot eine ganz scharfe Art, und sowie die Leine abgelaufen ist, wird sie gekappt, damit das Tier das Boot nicht mit in die Tiefe reißt.

Na, also wie wir so liegen und warten, taucht der Wal dicht vor uns wieder auf. Als wenn auf einmal eine große Insel aus dem Wasser heraufkommt, sah es aus. Unser Westmann zielt rasch mit der Mörserbüchse und — humm! — kracht der Schuß, und gleich hinterher schossen sie auch von dem anderen Boot auf den zweiten Wal. Aber wir hatten ja gar keine Zeit auf das zu achten, was die andern in ihrem Boote machten. Wir hatten genug mit unseren eigenen Sachen zu tun. Die Harpune traf den Wal gerade mitten in der Seite und drang bis an das Ende in den Leib. Sowie aber der Wal die Harpune im Körper hatte, machte er einen Kopfsprung und weg war er. Rrrrrr! rollte die Leine mit ab von der Welle. Unser Westmann griff gleich nach der Art, hob sie und stand nun wartend da, um sie gleich kappen zu können. Aber die Leine wird immer erst im allerletzten Augenblicke gekappt, wenn es nämlich gar nicht anders mehr geht. Wir standen alle mit aufgerissenen Augen hinter ihm, da — die Welle wurde leerer und leerer — gab es einen Ruck und unser Boot wurde mitgerissen, wir flogen nur so über das Wasser, daß die See vor uns aufzischte. So'n paar

hundert Meter mochte der Wal uns über das Wasser gezogen haben, da auf einmal wurde die Leine schlaff und schlaffer. Das Ziehen hörte auf, und der Wal, der seine Harpune nicht wieder loskriegen konnte, lag wieder oben auf dem Meere. Aber er krüpfelte im Wasser herum, lag bald auf dem Rücken und bald auf dem Bauche. Er patzte die See mit seinem Schwanz, daß die Spritzer hoch auf schäumten. Unser Westmann zog die Leine ein, daß sie sich wieder halb auf die Welle aufrollte, und dann schoß er noch einmal. Aber der Wal hatte schon soviel Blut verloren und war schon so schwach geworden, daß er nicht einmal mehr ordentlich untertauchte. Er lag bald still auf dem Wasser und war tot.

Nun erst hatten wir Zeit, uns nach unseren Kameraden in dem anderen Boote umzusehen. Die hatten auch Glück gehabt wie wir. Der Wal mochte wohl nicht so gut getroffen sein, wie unserer. Er zog gleich nach dem ersten Schuß so in die Tiefe, daß die Leine gekappt werden mußte. Aber er kam nicht weit von der Stelle endlich wieder herauf und bekam auch eine zweite Harpune. Nun lagen die beiden großen Kolosse da auf dem Meere und waren tot. Wir zogen die Flagge auf, der Dampfer kam herangefahren, und wir mußten nun beide Wale längsseit des Schiffes bringen.

Ja, wenn wir nun gut Wetter behielten, daß wir alles bergen konnten! Dann mochte es gehen.

Na, es blieb ja auch gut. Aber nun gab's eine schauderhafte Arbeit. Die Boote hingen bald wieder in den Gaffeln. Nun wurden große Kessel auf Deck gestellt, die sind oben ganz offen und unten brennt ein Feuer. Wie so ein Waschkessel, worin die Frauen Wäsche kochen, sahen sie aus. Drei von den Dingen wurden auf Deck gestellt, und nun sollten die Wale geschlachtet werden.

So'n Wal, der hat nämlich unter seiner dicken Haut, die wie Leder ist, eine Speckschicht, die wohl ungefähr einen halben Meter dick ist. Davon sollte Tran gekocht werden. Das eine von den Tieren war besonders groß, sicher über 20 Meter; das andere mochte 16 Meter lang sein. Die Tiere haben einen riesig großen Kopf. Das Maul allein ist etwa 5 oder 6 Meter lang, und darin sitzen die Warten. Zähne hat der Wal ja nicht, aber dafür 300 Warten, von denen die längsten wieder 5 Meter lang werden. Die sind biegsam, aber auch fest; man muß sie mit der Art

herausbauen. Davon werden dann die echten Fischbeinstangen gemacht.

Der Kapitän war der einzige, der nicht mitarbeitete. Wir anderen aber bekamen alle Steigeisen an die Füße, damit wir uns auf der glatten Haut halten konnten.

Und nun ging's los. An Lauen ließen wir uns herunter auf den Wal und nun wurde mit langen Messern die Haut aufgeschnitten und große Klumpen Speck abgelöst. Die warfen wir auf Bord, und sie kamen gleich in die Kessel, die inzwischen schon angeheizt waren. Nun fing der Speck an zu kochen und zu qualmen und zu stinken, das war schon nicht mehr schön!

Aber es mußte alles rasch gehen, und wir durften uns nicht lange um solche Dinge bekümmern.

Aus dem Laderaume wurden leere Tonnen heraufgeholt, die wurden mit dem ausgekochten Tran gefüllt, und die vollen, gut verschlossen, wieder nach unten gebracht. Andere schnitten immer neue Speckseiten heraus und brachten sie an Bord, und wieder andere standen an den Kesseln und rührten den Tran um, daß er sich nicht ansetzte.

Und auf der anderen Seite des Schiffes lag der andere Wal, und da waren die Leute ebenso an der Arbeit.

Wir sahen aus wie die Nordbrenner, so dreckig und schmierig und angeschwärzt, daß wir glaubten, wir würden überhaupt nicht wieder rein werden. Und alles stank nach Tran und Schmiere.

So'n Tier von 18 Meter Länge, das hat über 30 000 Kilogramm Speck unter der Haut, und da kann man immer so 24 000 Kilogramm Tran kochen. Nun könnt ihr euch denken, was wir für Fässer füllen konnten von den beiden Tieren.

Na, unser Kapitän war freudensfroh, er hatte ja auch mächtiges Glück gehabt. Jedes Tier brachte ihm wohl so 4000 Mark ein, wenn er den ganzen Tran und das Fischbein verkaufte.

Es sollte gar nichts zurückbleiben. Sogar die Knochen haben wir mitgenommen, und die sind dann an ein Museum verkauft worden.

Ja, die Reise hätte ja auch ganz anders ausgehen können. Mancher Walfischfahrer fährt guten Mutes aus und fängt gar nichts, denn jetzt gibt's nicht viel Walfische mehr.

Früher war das noch anders. In alten Zeiten, was hat man

da für eine Menge Walfische gesagt! Ich habe mal gelesen, daß vor ein paar Jahrhunderten noch von 55 hamburgischen Schiffen 504 Wale gefangen wurden. Denkt bloß mal an, was das für Geld gebracht haben muß!"

Da kam auf einmal Frau Sandreuther auf die Veranda herauf und sagte: „Hör mal, du vergißt ja wohl ganz, daß du noch frisches Seewasser holen mußt für Doktor Siemer.“

Da stand Herr Sandreuther schnell auf und ging in das Haus.

Herrn Sandreuthers Schrank

Das waren immer schöne Stunden für die Kinder, wenn sie bei Herrn Sandreuther sitzen und ihm zuhören konnten. Er war ja auf seinen Seefahrten viel herumgekommen, hatte alle Erdteile und Weltmeere gesehen und Menschen aus allen Fernen kennen gelernt.

Das Leben und Treiben am Strande war den Kindern allmählich langweilig geworden. Dazu kam noch, daß der Sturm ihre schöne Burg zerstört hatte, und die neue, die sie inzwischen wieder gebaut hatten, war längst nicht so schön wie die alte geworden.

Und Wangerooß war jetzt voll Fremder, übervoll. Nur in den großen Hotels waren noch Zimmer frei. In den Fischerhäusern aber war jede kleinste Stube vermietet. — Und am Strande standen Strandkörbe neben Strandkörben. Und immer weiter vom Dorfe entfernt mußten die Neuangekommenen ihre Burgen bauen und ihre Flaggen hissen.

So waren Frau Becker und Frau Stengele auch stark eingeengt worden. Rechts und links und vorne und hinten waren andere Burgen entstanden. Hier hatte eine Berliner Familie gebaut und dort wieder eine aus München, hier tönte sächsischer Dialekt und dort hannoverscher.

Hier erzählte jemand von dem „skönen Stinken“ seiner Heimat, und von der anderen Seite rief eine Stimme: „Da hamersch! — Das hättch, weßß Rnebbchen, nich gedacht!“ Hier erzählten ein paar Kinder von „son froßet Dieft, wat se im Wasser jesehen hatten un ufs Land jetrabbelt war“, und aus einem anderen Strandkorbe schallt wieder eine Stimme: „Dees is a Kreiz uf derar Woit! — Macht, daß ihr furtkummt, Lausbuadn, elendige!“

Die Insulaner freuten sich natürlich über den starken Fremden-

verkehr, und auch Frau Becker hatten allen Grund, zufrieden zu sein, denn ihr kleines Geschäft ging vorzüglich. Sie war Frau Stengele für den guten Rat, den diese ihr gegeben hatte, sehr dankbar. Alle acht Tage mußte sie von Emmy neue Vorräte schicken lassen.

Und gesundheitlich ging es Frau Becker jetzt auch gut. Sie sah frisch und gebräunt aus, fühlte sich viel wohler, und ihr Gang war viel fester und sicherer geworden als früher in Bremen.

Die Hauptfreude der Kinder war und blieb das Baden. Sie wußten jeden Tag ganz genau, wann Badezeit war und wieviel Grad Wärme das Wasser hatte.

Jetzt warf natürlich keine Welle die Kinder mehr um, und mutig ließ sich selbst die kleine Erna die hohen Wellen auf den Rücken platschen. Und je höher die Bogen waren, desto mehr jauchzten die Kinder.

Und kamen sie dann Krebsrot wieder aus dem Wasser und hatten sich angezogen, dann machten sie einen ordentlichen Spaziergang, um sich gut durchzuwärmen, ehe sie sich in den Strandkorb setzten oder zu Mittag aßen. — — — — —

Als die Kinder heute nachmittag, nachdem sie wieder ein paar Stunden am Strand gewesen waren, nach Hause zurückkehrten und in Sandreuthers Stube traten, sahen sie Herrn Sandreuther vor einem offenen Wandschranke stehen, in dem lauter Kasten standen. Herr Sandreuther machte sich an den vielen Kasten zu tun.

„Was ist denn in all den Kasten?“ fragte Berni. „Lauter Andenken,“ sprach Herr Sandreuther, „da sind Sachen in, die ich früher von meinen Reisen mitgebracht habe. Soll ich euch mal was davon zeigen?“

Die Kinder traten alle drei eifrig heran und sperrten vor Neugier Mund und Nase auf.

Herr Sandreuther nahm einen großen Pappkasten heraus, streifte ein wenig Staub mit dem Armel von dem Deckel und stellte dann den geöffneten Kasten auf den Tisch.

„Aber nichts anfassen, sonst schließe ich ihn wieder weg!“ sprach er.

Da lagen in dem Kasten kreuz und quer kleine, weiße, steinerne Bäume, rote Zweige und Steine mit dünnen Röhren. „Das sind Korallen,“ sprach er. „Die gibt es in den warmen Meeren.“

Da sitzen sie auf dem Meeresgrunde, und man kann sie, wenn das Schiff in den Hafen fährt, oft auf dem Grunde sitzen sehen.

Aber das sind nun alles keine Gewächse, sondern Tiere. Guckt mal dieses Stück an, das sieht wie ein dicker Schwamm aus und hat auch lauter ganz feine kleine Löcher. In jedem Löchlein hat ein Tier gewohnt. Diese Korallentiere, die schwitzen Kalk aus, und da machen sie sich ihre Wohnung wie die Schnecke. Und wenn die Tiere alt geworden sind, dann sterben sie, und ihre Jungen, die wohnen dann auf den Häusern ihrer Eltern. Und so geht das fort, und im Laufe der Zeit werden die Korallenstöcke immer größer und größer. Manche verzweigen sich auch, daß es aussieht, als ständen da unten im Wasser riesige Bäume ohne Blätter, aber mit lauter kleinen Zweigen.

Und dies hier ist wieder ein Stück von der Edelkoralle. Das ist nun schon geschliffen und zurechtgemacht. Solche Korallen werden viel in dem Mittelländischen Meer gefischt und zu Schmucksachen verarbeitet. Und das ist wieder ein Stück der Orgelkoralle, die nennt man so, weil die Röhren der Tierchen wie Orgelpfeifen nebeneinander stehen. Aber hier habe ich noch etwas Schönes! — Herr Sandreuther nahm einen zweiten Kasten aus dem Schranke und öffnete ihn — „da habe ich einen großen Korallenstock, der sieht aus wie ein richtiger Badeschwamm, aber im Meere gibt es noch viel größere und schönere Stücke.

Ja, die Korallen! — das sind nun so kleine Tierchen und doch können sie große Dampfer zugrunde richten und ganze Länder bauen. Das kommt davon, daß sie so rasch bauen und sich überall im warmen Wasser ansiedeln, wo es nicht zu tief ist. Die meisten Korallen findet man an Stellen, wo das Wasser so ungefähr 30—50 Meter tief ist.

Bei Australien war einmal ein großer Dampfer gesunken, und den wollte man wieder heraufholen. Aber da vergingen noch $1\frac{1}{2}$ Jahre, und als man den Dampfer dann endlich wieder herauf hatte, da war er schon über und über $\frac{1}{2}$ Meter dick mit Korallen bedeckt. So rasch hatten sich die kleinen Tiere darauf angebaut.

Und wenn der Dampfer noch länger da unten im Wasser gelegen hätte, dann wäre er zuletzt gar nicht mehr zu heben gewesen, dann hätten die Korallen ihn ganz zugebaut. — Die Korallen

wachsen nämlich immer höher und höher bis dicht unter die Oberfläche des Wassers bei Ebbezeit.

Ist aber ein Stock so hoch gewachsen, dann haben sich rechts und links von ihm schon längst wieder neue Stücke gebildet, und so gibt es denn in den warmen Meeren Stellen, wo bis dicht unter die Oberfläche des Wassers Korallenstöcke neben Korallenbänke stehen. Und wehe dem Schiff, das auf solche Korallenbänke aufrennt. Das ist meist verloren oder bekommt doch einen tüchtigen Leck.

Weil aber die Korallen immer im niedrigen Wasser bauen und das niedrige Wasser meist dicht am Lande ist, so könnt ihr wohl begreifen, daß es große Inseln und weite Küstenstrecken gibt, die ganz von Korallenbänken umgeben sind. Solche Korallenbänke sind manchmal 80—90 Meter breit und bilden dann einen festen Saum, so ganz an der Küste entlang. Aber das wäre ja noch nicht so schlimm! — Viel schlimmer sind die Dammriffe, die weiter hinaus im Meere liegen, aber sich auch immer an der Küste entlang ziehen.

Zwischen solchem Dammriffe, das oft viele Kilometer breit und manchmal 1500 Kilometer lang ist, und der Küste liegt dann ein Meeresthal. Dammriffe ziehen sich oft 30, 50, 80, ja sogar 140 Kilometer weit von der Küste entfernt an dieser entlang, und auf den Dammriffen ist schon manches Segelschiff sitzen geblieben und von dem nächsten Sturm kaputt geschlagen worden.

Nur die Eingeborenen jener Länder wissen genau die Stellen, wo solch ein Riff aufhört, und wo man mit dem Schiffe bis nahe an das Land heranzufahren kann ohne aufzulaufen.

Und dann gibt's auch noch in den warmen Ländern Atolle- oder Lagunenriffe. Das sind richtige Inseln, die von Korallen gebaut sind. Wenn einmal die Korallenbauten bis ganz dicht unter die Oberfläche des Wassers gekommen sind, dann werfen die Wellen Sand und Schmutz hinauf, und allmählich guckt Land an der Stelle, wo die Korallen unter dem Wasser sind, heraus. Wenn nun Sturm kommt, dann wirft das Meer aber auch Langbüschel und Holzstücke und Zweige und allerlei Schmutz auf das Riff, hin und wieder auch mal eine Kokosnuß oder Samen von anderen Palmen. Und der Samen bleibt liegen und fängt an zu keimen, und im Laufe der Zeit wachsen Bäume und Gräser und Strauchwerk auf der Insel. Ich habe schon oft Atolle gesehen. Sie

sehen ganz hübsch aus, aber sie sind auch sehr gefährlich für die Schiffe.

Die meisten Atolle sind oval oder kreisförmig und haben in der Mitte meist noch einen See, der an einer oder zwei Stellen mit dem Meere in Verbindung steht oder auch ganz von diesem abgetrennt ist."

Herr Sandreuther nahm aus einer Schublade des Schrankes eine große Mappe, darin waren bunte Bilder aus fremden Ländern. Eins dieser Bilder zeigte auch ein Atoll. Die Mappe mit den Bildern hatte ein Freund von ihm alle gemalt und ihm zum Andenken geschenkt. "Seinem lieben Freund Sandreuther zum treuen Gedenken!" stand vorne auf dem ersten Blatte geschrieben.

Herr Sandreuther ging sehr vorsichtig mit dem Buche um und litt nicht, daß die Kinder es berührten. Er schlug ihnen selber die einzelnen Blätter um und zeigte und erklärte ihnen, was sie darstellen sollten. Da waren Häuser von Samoa, eine Straße aus Peking, Küsten und Landschaften von Java und Sumatra, eine Waldlandschaft von Ceylon usw. Am meisten Freude machte den Kindern aber ein Negerdorf mit wild aussehenden Schwarzen, die mit ihren Schilden und Lanzen einen Tanz aufführten.

Der Muschelkasten

Es regnete zur Abwechslung mal wieder tüchtig. Berni hatte alle seine Muscheln auf die Veranda getragen und spielte damit. Da waren runde Herzmuscheln und lange, schlanke Schneckenmuscheln, blaue Wiesmuscheln und große Austerschalen und viele andere. Am schönsten von allen aber waren ganz kleine rosa gefärbte Muschelchen, die Berni einmal auf einem Spaziergange zu den Dünen in großen Mengen gefunden hatte.

Die waren ihm von allen die liebsten.

"Was willst du nun mit all dem Kram?" fragte ihn die Mutter. "Mitnehmen kannst du das doch nicht alles, das gibt ja einen ganzen Reisekorb voll."

Berni schaute seine Mutter überrascht an. Er hatte allerdings immer im stillen gehofft, alle seine Funde als Andenken mitnehmen zu können. Was hatte er sich für eine Menge Seesterne und Seeigel getrocknet. Sie rochen zwar ein wenig übel, aber sie waren doch sehr schön. Er hatte eine Menge Algen und Seetang getrocknet und auf weißes Schreibpapier geklebt; der See-

tang war allerdings pechschwarz geworden und sah sehr unansehnlich aus, aber es war doch im ganzen eine schöne Sammlung.

Und nun seine Muscheln, sein Hauptstolz! Und das alles sollte er hier lassen?

Frau Sandreuther brachte den Kaffee. Sie sah Bernis trauriges Gesicht und fragte, was ihm denn fehle.

Als Frau Becker ihr erzählt hatte, um was es sich handele, meinte sie: "Ach, dann weiß gewiß mein Mann Rat. Komm man zu uns, wenn du getrunken hast."

Das tat Berni auch. Als er in Sandreuthers Stube kam, stand auf dem Tische ein wundervoller Kasten, den Herr Sandreuther aus seinem Schranke genommen hatte. Der sah wie ein Nähkasten aus, war aber über und über mit prachtvollen bunten Muscheln bedeckt. Und so hübsch sah er aus und so merkwürdig war er, daß Berni aus dem Staunen gar nicht herauskam.

"Magst den leiden?" fragte Herr Sandreuther. Berni nickte lebhaft. "Den habe ich selbst gemacht! — Willst dir nicht auch einen machen?" Berni nickte wieder, doch sprach er: "Ich weiß bloß nicht, wie man das machen muß."

Aber Herr Sandreuther wußte Rat. Er kam mit einem großen und leeren Zigarrenkasten an, riß das Papier heraus und stellte dann einen Leintopf auf das Feuer. Berni wollte gern für seine Mutter einen Muschelkasten machen, den sie auch als Nähkasten gebrauchen konnte.

Nun machten sich die beiden an die Arbeit. Der Deckel des Kastens wurde abgerissen und mit einem Stück Leinen neu wieder an den Kastenrand angeklebt. Herr Sandreuther holte einen anderen Zigarrenkasten und schnitt daraus kleine Brettchen zu, die die Fächer in dem Kasten bilden sollten. Dann schickte er Berni zum Kaufmann und ließ ihn buntes Papier zum Bekleben holen.

Der Kasten sollte innen ganz mit buntem Papier überzogen werden. Und Berni und Herr Sandreuther schnitten und klebten und schnitten und klebten, daß ihnen die Zeit wie im Fluge dahinging.

Endlich machten die beiden Feierabend. Von innen war der Kasten fertig. Nun kam das Schwierigste, das Aufkleben der Muscheln. Aber das wollten sie morgen erst machen, denn Herr Sandreuther mußte erst noch einen Kitt für die Muscheln her-

stellen, einfach mit Leim ließen die sich nämlich nicht festkleben.

Am folgenden Nachmittage, als Berni wieder zu Hause bleiben mußte, weil der Regen neu einsetzte, rührte Herr Sandreuther ein wenig Gips mit Leimwasser an. Dann trocknet der Gips nicht so rasch, wird aber steinhart und klebt besser als Leim. Berni holte indes schon seine Muscheln und seine Seesterne und überlegte, welche angeklebt werden sollten und welche nicht.

Er suchte die schönsten und buntesten aus. Aber wie groß war seine Freude, als Herr Sandreuther aus seinem Schranke einen anderen Kasten herausnahm, der bis an den Rand mit den schönsten Muscheln gefüllt war. Eine Menge davon suchte er aus, die sollten auf Bernis Kasten kommen.

Nun machte Berni die Arbeit noch einmal so viel Spaß. Herr Sandreuther strich den Gips auf den Deckel des Kastens, und Berni drückte in die weiche Masse die Muscheln. Die schönste aber von allen, einen großen bunten Kragenkopf, setzte er in die Mitte und kleinere darum herum. Auch ganz kleine Seesternechen drückte er in die Lücken zwischen den größeren Muscheln, so daß schließlich von dem Holze nichts mehr zu sehen war.

Als der Kasten schon über und über mit Muscheln bedeckt war und auch die kleinsten freien Stellen ausgefüllt waren, schenkte ihm Herr Sandreuther noch vier Kaurimuscheln, alle von gleicher Größe. Die wurden als Füße auf die Unterseite des Kastens geklebt.

Nun war der Nähkasten fertig, er mußte nur noch erst trocknen. Nicht Lage sollte er noch weggestellt werden, dann wollte Berni ihn seiner Mutter zeigen.

Wie schade war es, daß Berni seine Arbeit nicht auch Franz und Erna zeigen konnte, aber die waren vor ein paar Tagen abgereist. In Oldenburg waren die Ferien zu Ende, und die Kinder mußten wieder zur Schule. Berni hatte mit seiner Mutter Stengeles bis zum Dampfer begleitet und solange mit dem Taschentuch geweht, bis von dem davonfahrenden Schiffe nichts mehr zu sehen war. Es war ihm ordentlich traurig ums Herz geworden beim Abschied, denn er hatte Franz und Erna sehr gern gehabt. Am ersten Tage nach der Abreise kam er sich ganz verlassen vor. Wohl zehnmal hatte er im Begriff gestanden,

mal eben zu Lüheffens zu gehen, um Franz um etwas zu fragen oder ihm Neues zu erzählen.

Heute hatten nun die Kinder schon wieder in die Schule gemußt. Auch Bernis Ferien waren bald zu Ende, aber die Mutter wollte doch zu gerne bis zum Herbst auf der Insel bleiben, weil ihr kleines Weißwarengeschäft sehr gut ging und sie sich so prachtvoll erholte. Sie hatte auch schon an Herrn Buschmann geschrieben und um die Erlaubnis gebeten, mit Berni noch weiter hier bleiben zu können.

Gerade nun, als Berni seine schwere Arbeit an dem Muschelkasten fertig hatte, kam der Postbote und brachte einen dicken Brief aus Bremen. Herr Buschmann hatte der Mutter ganz kurz geschrieben, daß Bernis Urlaub bewilligt sei, und für Berni eine Menge Briefe und Ansichtskarten und kleine Zeichnungen mit in den Brief gelegt, die die Kinder in seiner Klasse schon vor den Ferien für Berni geschrieben und gezeichnet hatten.

Berni konnte sich von all den kleinen Bildern, die mit Buntstift oder Tusche gemacht waren, und von den vielen Ansichtskarten gar nicht trennen. Und immer wieder las er die Namen seiner alten Schulkameraden.

In der ganzen Zeit, so lange er schon auf Wangeroog war, hatte er an manche seiner Kameraden gar nicht mehr gedacht, und bei einigen konnte er sich kaum noch auf die Gesichter besinnen.

Erst als er dann im Bette lag und die ganze Stube in Dunkel gehüllt war und Berni noch lange wach lag, wurden die Schule und seine Kameraden und die Straßen der Stadt und ihre Häuser wieder in ihm recht lebendig. Nun sah er alles deutlich vor sich, und es war ihm, als wenn ein leises Heimweh nach Bremen sich in seinem Herzen regte.

Dann nahm ihn endlich ein Traum in seine Arme, und im Traume war er wieder in der Stadt und spielte mit seinen alten Freunden und ging mit ihnen zusammen in die Schule.

Von Möwen und anderem Seegeflügel

Frau Becker war mit Berni zur Abwechslung einmal dem Ostende der Insel zugewandert. Stundenweit breiten sich dort die Dünen aus, und es ist ein solch Gewirr von Hügeln und Tälern, daß man sich darin verirren könnte, wenn die Insel breiter wäre.

Sie waren zuerst am Strand entlang gewandert und bogen dann hinter den ersten Dünen ab. Der weite Marsch auf dem weichen Sandboden hatte Frau Becker müde gemacht. Sie streckte sich auf der Sonnenseite eines Abhanges aus, deckte sich ein Tuch über das Gesicht und ruhte mit geschlossenen Augen.

Berni war noch nicht müde. Er hatte sich still neben der Mutter auf den weißen Sand gesetzt und blickte um sich herum.

Da hörte er auf einmal nicht weit von sich einen Ton. Verwundert drehte er seinen Kopf in die Richtung und sah dann, daß sich ungefähr zehn Schritt entfernt eine Möwe vom Erdboden erhob, die mit lautem „Tschääh“ davonsflog.

Was hatte denn die Möwe hier zwischen den Dünen zu suchen? Berni stand auf und ging auf den Platz zu. Zuerst bemerkte er nichts Besonderes. Auf einmal aber blieb er überrascht stehen. Dicht vor seinen Füßen lagen in einer kleinen Aushöhlung drei taubeneigroße, braungefleckte grünliche Eier. Wie Kiebitzeier, die er in Bremen zur Zeit des Frühlings oft in den Schaufenstern der Delikatessengeschäfte gesehen hatte, sahen sie aus. Freudig nahm er sie in die Hand. Sie waren ganz warm. Das war also ein Möwennest.

„Mutter, Mutter!“ rief er, „komm doch mal! — Hier ist ein Vogelnest.“ Die Mutter stand auf und kam näher. Auch sie freute sich der hübschen grünen Eier, doch als sie merkte, daß die Eier noch ganz warm waren, mußte Berni sie sofort wieder sorgsam in das Nest legen, und sie zogen sich beide zurück. Sie suchten ein Plätzchen, von dem aus sie das Nest gut sehen konnten, ohne von den Vögeln selbst gesehen zu werden. So kletterten sie über eine andere Düne und schauten hinter der Böschung nach dem Neste hinüber. Es dauerte auch gar nicht lange, so kam eine große Möwe mit schwarzem Kopfe vom Meere herübergeflogen und setzte sich auf die Eier. Ganz still saß sie und rührte sich nicht, nur die klugen, scharfen Augen blinzelten von Zeit zu Zeit nach oben in die Bläue, und jedesmal dann, wenn irgend ein Vogel über die Dünen dahinschwebte.

Nach langer Zeit, es mochte wohl schon über eine Stunde vergangen sein, kam eine zweite Möwe mit Geschrei angeflogen. Sie ließ sich dicht neben dem Neste nieder. Da erhob sich die Möwe, die bisher auf dem Neste gefessen hatte, und flog schreiend davon, während die neuangekommene zuerst ein wenig hin und

her trippelte und sich dann breit und behäbig auf den Eiern niederließ.

Vorsichtig rutschten Frau Becker und Berni den Abhang, an dem sie lagen, hinunter, um den Vogel in seinem Brutgeschäft nicht zu stören. Dann schritten sie wieder dem Dorfe zu.

Das mußte Berni doch gleich mal Herrn Sandreuther erzählen. Der nickte während Bernis Schilderung ein paarmal mit dem Kopfe und sagte: „Daß du mir das niemandem erzählst, hörst du! — Da hinten am Ostende brüten Hunderte von Möwen, und ich weiß eine Stelle, wo fast Nest neben Nest liegt, aber das sollen die Kurgäste nicht wissen. Die zerstören uns sonst die ganze Möwenkolonie und vertreiben die Tiere. Es wundert mich aber, daß du jetzt noch ein Nest mit Eiern gefunden hast. Das muß schon das zweite Gelege sein! Oder dem Möwenpaar sind die ersten Eier genommen worden. Denn jetzt ist es ja fast schon zu spät für die jungen Tiere.“

Hast du denn schon die ausgestopfte Möwe gesehen, die in eurer Stube unter der Decke hängt?“ — Natürlich, die hatte Berni ja gleich am ersten Tage gesehen! Und heruntergenommen hatte Frau Becker das ausgestopfte Tier auch schon einmal, um es abzustäuben.

„Die habe ich auch von einer Reise mitgebracht. Da fuhren wir — das sind jetzt nun schon über zehn Jahre her — einmal um das Kap der guten Hoffnung herum und hatten einen furchtbaren Sturm aus Norden, der trieb uns aus unserem Kurs heraus weit nach Süden, und als er dann aufhörte und die See ruhiger wurde, da sahen wir vor uns eine Insel liegen. Da steuerte der Kapitän auf zu, denn das Schiff war durch das schlechte Wetter so mitgenommen, daß wir erst allerhand Reparaturen machen mußten, um nach Australien weiterfahren zu können. Ein Mast war stumpf abgebrochen und mit all den Kaen und Segeln über Bord gegangen. Ein großes Stück der Keeling war von den Wellen zerschlagen und das Steuerhaus ebenfalls. So konnten wir das Steuer auch nicht richtig gebrauchen. Aber die Insel war ganz unbewohnt. Wir fanden nirgends einen Hafen. Doch der Kapitän ließ Anker werfen, und nun begannen der Schiffszimmermeister und die Matrosen zu hobeln und zu sägen und zu schlossern, um das Schiff wieder instand zu bringen. Junge, und da habe ich was Merkwürdiges erlebt! — Der

Kapitän und ich ruderten hin nach der Insel, wir wollten doch einmal sehen, wie es da aussah.

Je näher wir der Insel kamen, desto deutlicher sahen wir, daß sie von Tausenden und aber Tausenden von Vögeln bewohnt wurde. Das Ufer war steil und felsig. Riesige Langwälder zeigten uns unterwegs das Fahrwasser an. Immer da, wo kein Lang wuchs, war nämlich tiefes Fahrwasser, so daß wir auch mit unserem großen Schiffe hätten herankommen können. Dicht am Strande erhoben sich an der ganzen Küste entlang Hunderte von Klippen, und steil stieg das Land auf.

Und diese Klippen nun und Felsblöcke waren ganz voll von Vögeln. Menschen mochten hier wohl nur selten herkommen, denn die Tiere waren kein bißchen scheu.

Ganze Schwärme von Seeschwalben flogen um unser Boot herum und setzten sich sogar auf den Rand unseres Schiffes. Und auf den Felsen trippelten Tausende von Vögeln herum, die alle wie kleine Mövchen aussahen. Das waren Pinguine. Die gehen aufrecht, denn die Beine sitzen ganz hinten an ihrem Körper, und die Flügel hängen wie Arme von ihren Schultern herab. Diese Flügel gebrauchen sie aber nicht zum Fliegen, die Tiere können gar nicht fliegen, damit rudern sie. Die Pinguine schauten uns neugierig an und machten ein Geschrei, daß man sich die Ohren hätte zuhalten sollen. Und als wir nun näher kamen, rutschten viele von ihnen von den Felsen herunter und kamen auf uns zu und guckten uns an und gingen mit uns. Wir kletterten dann auch die Felsen hinauf, die überall voll von Vogelschmutz und davon ganz glitschig geworden waren.

Und die ganzen Felsen waren voll von den Tieren. Und überall hatten sie ihre Nester. Die meisten Nester waren ein bißchen mit Gras ausgepolstert und lagen frei und offen auf den Felsen. In jedem Neste war aber nur ein Ei.

Wir konnten die brütenden Vögel ruhig vom Neste nehmen, und sie ließen es sich auch gefallen, daß wir nach dem Ei griffen und es in die Hand nahmen, wenn wir auch hin und wieder einen Schnabelhieb abbekamen.

Das sind drollige Tiere, die Pinguine. Sie sehen wie kleine Zwerge aus, die auf den Felsen hin und her hüpfen und sich dumm anstellen.

Aber wenn sie hungrig geworden sind, dann hupsen sie von

ihren Felsen herunter und gehen zu Wasser. Schwimmen und tauchen können die Vögel nämlich so gewandt, wie kein anderer. Dann fangen sie Fische, und die Männchen füttern dann auch die Weibchen, die auf den Eiern sitzen, mit Fischen.

Na, da waren natürlich auch Möwen in Hülle und Fülle, Möwen ganz verschiedener Art. Sie flogen dicht über unseren Köpfen hin, und ganze Scharen schwangen sich auf, wenn wir ihnen nahe kamen. Sie nisteten gerade auch auf der Insel, und wir fanden, als wir ein gutes Stück über die Klippen geklettert waren, Hunderte von Möwennestern so dicht nebeneinander, daß man kaum zutreten konnte, ohne ein paar Eier zu zerquetschen. Die Tiere ließen uns ruhig an ihre Nester heran. Die meisten flogen nicht einmal auf, wenn wir mit unseren Stiefeln unmittelbar vor dem Neste standen. Andere hüpfen ein paar Schritte zur Seite, doch kaum hatten wir ihnen den Rücken gewandt, so saßen sie schon wieder seelenruhig auf den Eiern und brüteten weiter.

Als wir dann endlich wieder zum Schiff zurückruderten, schwamm dicht neben dem Schiffe die Möwe, die nun dort in der Stube unter der Decke ausgestopft hängt. Das Tier mußte sich irgendwo den einen Flügel zerbrochen haben. Ich sah, daß der Flügel ganz schlaff herunterhing. Vom Boot aus habe ich sie ergriffen. Sie blieb ruhig auf der Bootsbank sitzen, und ich habe sie mit an Bord genommen und mit Küchenabfällen gefüttert. Fliegen konnte sie nicht wieder, aber der Flügel ist bald geheilt. Sie lief auf Deck herum und wurde so zahm, daß sie mir aus der Hand fraß.

So hat sie mit uns die ganze Reise gemacht. Wir fuhren nach Australien und von dort wieder zurück. Das Tier fühlte sich auf dem Schiffe ganz wohl, und der Koch und ich haben sie immer gut versorgt.

Eines Tages aber war sie über den Futternapf von Peter geraten, das war der Hund unseres Kapitän, und der wollte sich das nicht gefallen lassen, der biß sie gleich tot.

Da habe ich die Haut abgezogen und mitgenommen und habe das Tier ausstopfen lassen. Nun hängt sie schon lange Jahre in der Stube. Ich wundere mich bloß, daß noch immer nicht die Motten hineingekommen sind.

Ja, das sind schöne Vögel, die Möwen, wenn sie so fein

über das Wasser fliegen, aber die besten Flieger sind es doch nicht.“ Verni blickte ihn fragend an. „Die schönsten Vögel sind die Fregattenvögel. Die müßtest du mal sehen! Sie sind ja auch viel größer als unsere Möwen. So'n Fregattenvogel wird wohl 1 Meter lang und mit ausgebreiteten Flügeln mißt er über 2 Meter. Die Flügel sind eben sehr lang und laufen ganz spitz aus. Aber die Vögel gibt es auch nur an den Küsten der warmen Meere. Es gibt keinen anderen Vogel, der so schnell und so lange fliegen kann, ohne zu ermüden, wie der Fregattenvogel. Die habe ich auch oft gesehen, und es ist das Schönste mit auf dem weiten Ozean, das ruhige und doch schnelle Dahingleiten der Fregattenvögel zu betrachten. Manchmal folgten auch die Fregattenvögel unserem Schiffe tagelang. Ich hab mal gehört, daß solch ein Fregattenvogel sieben Tage und Nächte lang einem Schiffe folgen kann, ohne auszuruhen. Immerzu fliegt er und immerzu fliegt er und wird nicht müde, dem Schiffe zu folgen. Er frißt nämlich auch wie die Möwen alles, Fische und Küchenabfälle, überhaupt alles, was auf dem Meere schwimmt.

Schade, daß ich keinen von meiner Reise mitgebracht habe. Der würde sich unter der Decke noch besser machen wie die Möwe, denn er ist auch viel schöner gefärbt als eine Möwe. Die Federn sind nämlich bräunlich-schwarz und wenn das Licht darauf fällt, dann schillern sie rot und goldgrün, und an der Kehle kann der Vogel sich wie ein Frosch aufblasen, und da glänzt er dann orangerot.

Ja, wenn ich noch daran denke, als ich auf meinen vielen Reisen in den Tropen so mit dem Schiffe über das weite Meerwasser fuhr! — Nirgends Land, überall das tiefblaue Meer und darüber die schöne Himmelskuppel und dann weit und breit nichts zu sehen, als zwei oder drei von den wundervollen Fregattenvögeln, die ohne einen Flügelschlag immer mit dem Schiffe um die Wette über das Wasser dahingleiten.“ — — —

Herr Sandreuther stützte den Kopf auf beide Hände und blickte sinnend durch das Fenster der Wohnstube hinaus in die Leere.

Verni hatte sich an ihn geschmiegt und träumte mit von dem weiten Ozean und den fremden Ländern und Menschen. Er mußte vor Sehnsucht nach der Ferne oft aufseufzen. Gar zu gerne wäre er auch auf einem stolzen Schiffe in die weite Welt

gefahren, um alle die Wunder mit eigenen Augen zu sehen, von denen ihm Herr Sandreuther schon erzählt hatte.

So saßen die beiden schweigend eine lange Zeit und merkten nichts davon, daß sich die Sonne schon zum Untergange anschickte.

Dann rief Frau Sandreuther zum Abendessen.

Die Fahrt nach Helgoland

Frau Sandreuther hatte eine Schwester, die auf Helgoland verheiratet war, und jedes Jahr, wenn es das Wetter und die Zeit nur irgend zuließen, besuchten sich die beiden. Einmal in jedem Sommer fuhr Frau Sandreuther nach Helgoland hinüber, und einmal kam dann auch ihre Schwester bei ihr zu Besuch. Das hatten die Frauen regelmäßig in jedem Jahre so gehalten, solange sie verheiratet, also getrennt waren. Es waren eben Zwillingeschwestern.

Als nun wieder eine Reihe schöner Tage gewesen waren und das Barometer gar keine Neigung zum Fallen zeigte, beschloß Frau Sandreuther, ihren diesjährigen Besuch bei ihrer Zwillingeschwester auszuführen. Sandreuthers hatten in den letzten Tagen, da die Ferien zu Ende waren, alle Zimmer, mit Ausnahme des von Frau Becker gemieteten, wieder frei bekommen.

Im Dorfe wohnte ein alter Fischer, der hieß Petersen, der hatte sich einen neuen schmucken Kutter angeschafft, und er sollte sie hinüberfahren und wieder zurückbringen. Frau Sandreuther hatte auch schon mit Petersen gesprochen und war mit ihm über den Preis einig geworden. Als nun Frau Becker von dem Plan hörte, fragte sie, ob Frau Sandreuther wohl sie und ihren Verni mitnehmen wollte. Auch sie hätte nämlich gar zu gern die schöne und merkwürdige Insel einmal kennen gelernt.

Frau Sandreuther ging mit großer Freude darauf ein, und man beschloß — da man immerhin nicht wissen konnte, wie lange das Wetter noch gut blieb — gleich am nächsten Morgen hinüberzufahren. Aber die Fahrt sollte schon früh um 5 Uhr vor sich gehen, da dann die Flut kam, und die mußte der Fischer benutzen.

Die Frauen gingen gleich gemeinsam zu Petersens und besprachen mit dem Alten und seinem Sohne das Nötige.

Verni wußte noch gar nichts davon. Als nun aber die Mutter

heimkam und ihm erzählte, was sie mit Frau Sandreuther verabredet hatte, sprang er vor Freude über die Stühle. Er kannte das Schiff des alten Petersen schon, denn es lag häufig im Watt auf dem Schlamm. Er ging gleich mit seiner Mutter zum Watt hinaus, um ihr das Schiff zu zeigen, es führte den Namen „Abelheid von Wangerooq“.

Dicht hinter dem Leuchtturm, am Fuße der ersten Dünen fanden sie es. Es war ganz weiß gestrichen, lag schief auf einer Seite wegen der Ebbe, und sie konnten ganz dicht herangehen und es bewundern. Es hatte zwei Masten, einen großen vorn und einen kleinen hinten. An beiden Masten waren die Segel aufgerollt und eingewickelt und verschnürt, so daß sie die Größe der Segel nicht taxieren konnten. Aber Verni hatte die Abelheid von Wangerooq auch schon in Fahrt gesehen, und er wußte, daß vorn am Hauptmast ein sehr großes Gaffelsegel hing, der Hintermast aber trug nur ein kleines Segel, das sich beim Fahren vom Wind immer stark aufblähte. Herr Sandreuther hatte ihm auch wohl mal erzählt, daß die Kutter früher als kleine Kriegsschiffe gebraucht wurden. Sie haben nämlich großen Tiefgang, sind scharf gebaut, können famos segeln und sind überhaupt sehr seetüchtig, so daß sie selbst schwere Stürme aushalten. „Brauchst also gar keine Angst zu haben!“ tröstete Verni seine Mutter, „wenn wir auch Sturm kriegen sollten, der Kutter geht nicht unter, und der junge Petersen, den kenne ich wohl, der kann famos segeln!“

Langsam schlenderten sie wieder durch die Dünen heim.

Am andern Morgen lagen Frau Becker und Verni noch im tiefen Schlafe, als es zuerst leise und dann lauter an ihre Stubentür klopfte. Der alte Herr Sandreuther war es, der die beiden wecken wollte. „Es ist 4 Uhr!“ rief er.

Frau Becker stand gleich auf, nur Verni konnte sich zuerst gar nicht recht besinnen. Draußen war es noch dämmrig.

Erst als die Mutter angekleidet war, sprang er aus den Federn und zog sich auch schnell an.

Frau Sandreuther hatte schon Kaffee gekocht und einen großen Packer Butterbrote geschmiert. Um $\frac{1}{25}$ machten sie sich auf den Weg.

O, wie war es feierlich und still im Dorfe. Man sah noch keine Menschen. Im Osten glühte das Morgenrot. Verni war

etwas frostig, hin und wieder lief ihm ein Schauer über den Rücken, und seine Augen brannten ihm. Das kam natürlich davon, daß er noch nicht ausgeschlafen hatte. Aber die frische Luft machte ihn rasch munter, und er konnte es kaum erwarten, bis sie bei dem Schiffe angelangt waren.

Der Kutter lag schon mit aufgezogenen Segeln draußen auf dem blanken Watt. Am Strande aber saß der junge Petersen in einer kleinen Jolle und wartete auf sie.

Herr Sandreuther, der seine Wasserstiefel angezogen hatte, trug die Frauen und dann Verni in das Boot. Dann fuhren sie ab. Frau Sandreuther winkte ihrem Manne mit dem Taschentuche zu, und auch Verni und Frau Becker grüßten zurück. Dann waren sie auf dem Kutter.

Ach, wie war das schön auf dem Wasser. Über dem Wasser lag ein leichter Dunst, der in der aufgehenden Sonne goldig funkelte. Das Wasser war fast spiegelglatt und kräuselte sich nur wenig. Der Wind kam aus Osten und mit vollen Segeln riß der Kutter an seinen Ankerketten.

Der alte Petersen und sein Sohn wanden die Ankerketten herauf, das Ruder wurde herumgelegt, und nun ging die Fahrt los. Es war ein solch stilles Fahren, daß Frau Becker und Verni gar nichts davon merkten. Erst als sie zurückblickten und sahen, daß die Insel immer weiter von ihnen abrückte, erkannten sie, daß das Schiff schon in Bewegung war. Es schaukelte nur ganz unmerklich. „Ach,“ sagte Verni, „das ist ja gar nichts! — Da kann man ja gar nicht seekrank werden.“ Herr Petersen, der das gehört hatte, lächelte und meinte: „Wenn wir erst zwischen Wangerooq und Spiekeroog durch sind, wird's schon noch etwas anders!“

Die Sonne ging auf. Verni saß mit großen Augen da und schaute den prachtvoll glühenden Ball an, der hinter ihnen langsam emporstieg und mit jeder Sekunde weißer und heller leuchtete. Die fernen Wangerooqer Dünen, die ihnen zur Rechten blieben, leuchteten ebenfalls in dem Sonnenlichte auf, und an der Kuppel des Leuchtturms blitzten die Morgensonnenstrahlen.

Die Fahrt war märchenhaft schön.

Die Frauen hatten ihre dicken Schultertücher fest um die Achseln gelegt, und es war immer noch kühl auf dem Wasser. In der Ferne sahen sie hier und da ein paar braune Segel von anderen Küstensfahrzeugen auftauchen.

So näherten sie sich dem Westende der Insel, wo der einsame Kirchturm stand, und ganz in der Ferne konnte man schon die Ostspitze von Spiekeroog erkennen.

Zwischen beiden Inseln mußten sie hindurchsegeln. Je mehr sie sich aber dieser Durchfahrt näherten, um so unruhiger wurde das Wasser, bis sie gerade zwischen den Inseln in die Brandung hinein kamen und die Abdeheid von Wangeroog sich anmutig schaukelte, als wollte sie jeder heranrollenden Woge ihre Verbeugung machen. Doch bald waren sie in der Nordsee, wo ganz breite und runde Wogen von tiefgrüner Farbe das Schiff langsam und feierlich auf und nieder wiegten.

Nun erblickten sie auch die Strandseite von Wangeroog. Sie sahen in der Ferne den Badestrand mit den Badearren liegen, hinter den Dünen schauten die Dachspitzen des Dorfes, herüber und von der höchsten Düne grüßte sie die Gifsbude.

Die beiden Schiffer hatten wenig zu tun. Nur einer von ihnen stand ständig am Steuer und drehte es bald etwas nach links und bald etwas nach rechts.

Langsam rückte die Insel mehr und mehr nach dem Horizont. Dünen und Badearren und Dächer wurden kleiner und zierlicher, und das ganze schmolz zu einem dünnen, langen Streifen zusammen, der in weißlicher Farbe ganz fern auf dem grünen Wasser ruhte.

Der Rote-Sand-Leuchtturm tauchte dagegen immer deutlicher auf. Verni erkannte sogar die Galerie und auf ihr den Leuchtturmwärter. Als sie dem Rote-Sand-Leuchtturm ziemlich nahe gekommen waren, trafen sie mitten auf dem Wasser fünf größere Fischerboote. Die hatten gerade ihre Netze ausgeworfen. Bei jedem Schiffe sah Verni in weitem Halbkreise die Flotten schwimmen. Das sind größere Korkstücke, die das ganze Netz tragen, damit es im Wasser schwimmt und nicht auf den Grund sinkt, während am unteren Netzrande die Senker hängen, das sind dicke Bleistücke oder kleinere Steine, die das Netz nach unten ziehen und so im Wasser abwärts spannen.

Keins der fünf Fischerboote hatte einen Namen. Jedes war nur mit Buchstaben und Zahlen gezeichnet. An dem ersten las Verni „D. W. 13“, an einem anderen „D. E. 25“, usw.

Stolz fuhr die Abdeheid an den Fischerbooten vorbei, wo man auf jedem die Fischer eifrig bei ihrer Arbeit sah. Hier wurde

ein Netz langsam eingeholt, und dort wieder mochte sich das Netz verwirrt haben und mußte mit Stangen im Wasser auseinandergezogen werden.

Gerade nordwärts ging die Fahrt. Auch der Rote-Sand-Leuchtturm wurde hinter ihnen kleiner und kleiner. Wangeroog war nur noch als fernes Strichelchen auf dem Wasser zu erkennen. Der Wind frischte etwas auf. Die Abdeheid holte stark über, und vorn am Bug spritzten und klatschten die Wasser empor, daß das Vorderdeck naß wurde. Aber es war trotzdem eine ganz ruhige Fahrt.

Wie sie eine Zeitlang gefahren waren, sah Verni gerade vor dem Schiffe am Horizont eine kurze rötliche Linie auf dem Wasser liegen. Bald schien es ein Schiff zu sein, und bald sah es wieder wie eine kleine Wolke aus.

„Das ist Helgoland“, sagte Frau Sandreuther, die sich die ganze Fahrt gut mit Frau Becker unterhielt. „Nun haben wir schon den halben Weg hinter uns.“

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel und leuchtete warm auf die weite Wasserfläche herunter.

An das Schaukeln hatten sich alle schnell gewöhnt, weil das Boot sich ganz regelmäßig erst auf die eine und dann auf die andere Seite legte.

Der ferne rote Streifen aber wuchs und wurde deutlicher und deutlicher. Bald erkannte Verni, daß er aus drei Farben zusammengesetzt war: der obere Rand schimmerte grün, der breite mittlere Streifen rot und ganz unten, dicht auf dem Wasser, war etwas Weißliches zu erkennen.

Er fragte Frau Sandreuther danach. Die sprach: „Das Grüne kommt von den Kartoffelfeldern auf dem Oberland, das Rote ist der Felsen, aus dem die ganze Insel besteht, und das Weiße ist das Unterland. Kennst du denn noch nicht den schönen Spruch von den Farben Helgolands?“ — Verni schüttelte mit dem Kopfe, sie aber sprach:

„Grön is dat Land,
Rot is de Kant,
Witt is de Sand,
Dat sind de Leeken
Von Helgoland!“

Berni verstand den Spruch nicht recht, aber Frau Sandreuther wandte sich rasch wieder seiner Mutter zu. Berni saß und wartete:

Allmählich kamen sie der fernen Insel näher, und nun konnte er sie auch schon deutlicher erkennen. Höher hob sich der Felsen. Und Berni sah, daß er ganz schroff und steil zur See abfiel. Unten an seinem Fuße schien eine Insel mit Dünen aus ganz weißem Sande zu liegen, so ähnlich wie Wangeroog, und von dem oberen Rande des Felsens schimmerte es grün, als sei er mit Wiesen und Feldern bedeckt. Nun sah Berni auch schon den Leuchtturm, der von dem Oberlande in den Himmel hinaufragte, und einzelne Häuser, die dort oben lagen. Auch unten am Fuße des Felsens glaubte er so etwas wie kleine Häuschen erkennen zu können.

Frau Sandreuther, die ihm gegenüber saß, rief ihm auf einmal zu: „Berni, dreh dich mal um!“ Berni tat es und sah hinter sich auf dem Wasser einen Riesendampfer mit zwei mächtigen Schornsteinen, aus denen dicke Rauchwolken emporquollen, daherkommen. Es sah unheimlich aus, denn der Riese war in voller Fahrt, und hoch hob sich seine mächtige weiße Brust aus dem Wasser. Wie kleine Zwerge sah Berni ein paar Menschen oben auf Deck an der Spitze des Dampfers hin und her eilen, und wie Ungetüme hingen zu beiden Seiten der Schiffsspitze die schweren eisernen Anker an unglaublich starken Ketten herab. „Darmstadt“ stand in großen goldenen Buchstaben vorne am Bug. Dicht hinter ihnen fuhr der Dampfer dahin. Hochauf spritzte das Wasser und leckte an dem Schiffe empor. Zahllose runde Fenster saßen in drei Reihen an seiner Wand übereinander, und als das Ungetüm gerade hinter ihnen vorüberauschte, glaubte Berni, es werde die Adelheid von Wangeroog im nächsten Augenblicke niederdrücken und zermalmen.

Schnell war der Riesendampfer an ihnen vorübergefahren, und langsam kam der Kutter nun in das sich verbreiternde Kiellwasser des Dampfers. Da spritzten die Wellen über Bord, und ein paar tüchtige Regenschauer prasselten auf die Frauen und Berni nieder. Doch das machte viel Spaß und gab Gelächter.

Sie kamen der Insel näher und näher. Immer höher hob sich der Felsen aus dem Wasser. Berni erkannte von weitem die hohe Brandung, die an der Westküste gegen die rote Küste don-

nerete. Er sah auch hier und da mächtige Felsblöcke nicht weit von der Insel aus dem Wasser ragen und konnte bald schon ganz klein die Menschen erkennen, die am Strande des Unterlandes spazieren gingen. Nun sah er auch, daß schräg vor Helgoland noch eine ganz flache niedrige Insel lag, auf welcher nur ein paar Badehäuser zu stehen schienen.

Endlich landeten sie. Es war vom Unterland aus ein Seesteg in das Wasser hinausgebaut. Dort legte die Adelheid von Wangeroog an, und nach einer kurzen Verabschiedung von den beiden Petersens stiegen die Frauen mit Berni aus.

Frau Sandreuther trennte sich nun von Frau Becker, denn sie wollte gleich zu ihrer Schwester gehen. Am anderen Morgen um 7 Uhr wollten sie sich am Seesteg wieder treffen, um mit der Adelheid gemeinsam nach Wangeroog zurückzufahren.

Frau Becker schritt mit Berni zunächst am Strande entlang. Da sah es ganz ähnlich aus wie am Strande von Wangeroog. Nur mehr Menschen und mehr Leben war hier. Auch hier lagen wie in Wangeroog viele Muscheln, Langbüschel und gestrandete Quallen herum. Sie wanderten auch zusammen durch die sauberen Straßen des Unterlandes, wo einige Hotels und viele kleine hübsche, weiß angestrichene Fischerhäuschen standen. Die meisten der weißgestrichenen und schmuck aussehenden Häuschen hatten grüngestrichene Fensterrahmen, blankte Lürgriffe und Namensschilder und rote, saubere Ziegeldächer. Überall hingen an den Fensterscheiben Plakate mit der Aufschrift: „Zimmer zu vermieten“, ein Zeichen, daß auch auf Helgoland die Zahl der Kurgäste schon nachgelassen hatte. Wieviel Menschen mußten nun erst in den Ferien hier gewesen sein, wo doch jetzt noch so viele Fremde zu sehen waren.

Als Frau Becker an einer kleinen Holzbude, wo Andenken an Helgoland zu kaufen waren, vorbeikam, trat sie heran und kaufte für Berni eine hübsche neue Mütze und für sich ein kleines Büchlein, worin das Wichtigste über die Insel enthalten war. Und als sie zusammen auf einer bequemen Bank am Strande Platz genommen hatten, las sie Berni einiges aus dem kleinen Führer durch Helgoland vor: „Helgoland ist 44,5 Kilometer vom Festlande entfernt, gehört seit 1891 zu Deutschland und als Landgemeinde zur Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Süder-Dithmarschen. Die Insel hat eine Länge von 1700 Meter und ist

600 Meter breit. Sie besteht aus dem Oberland und dem nach 80 vorgelagerten Unterland. Das Oberland ist ein einziger bis 63 Meter hoher Tonsteinfelsen. Auf dem Oberland sind, seitdem die Insel wieder zu Deutschland gehört, feste Panzertürme mit Mörserbatterien errichtet worden. Es führt von einer an der Südostseite des Unterlandes gelegenen Mole ein Tunnel hinauf. Das Unterland ist ein flaches, sandiges Vorland von geringer Ausdehnung und mit dem Oberland durch eine Treppe verbunden. Etwa 1200 Meter östlich von dem Unterland entfernt liegt die Düne, eine Sandinsel von 2000 Meter Länge und 300 Meter Breite. Ihr fester und feiner Sand bietet den herrlichsten Badestrand dar. Eine Reihe bequem eingerichteter Schiffe dient dem Verkehr der Badegäste. Das 1826 gegründete Seebad nimmt entschieden den ersten Rang unter allen deutschen Nordseebädern ein; es ist das einzige, das infolge seiner Lage stets reine Seeluft hat. Die Badezeit beginnt Anfang Juni und dauert bis Ende Oktober. Die Zahl der Badegäste betrug im letzten Jahre 21 000 Personen, außerdem haben mehr als 20 000 Touristen die Insel vorübergehend besucht. Die Brandung des Meeres hat an der ehemals viel größeren Insel stark gearbeitet und besonders an der Westseite zerstörend gewirkt. Neuerdings werden an den am meisten gefährdeten Stellen Mauern aus großen Granitquadern errichtet, wodurch die Uferwände einen festeren Halt gewinnen. Die Düne wurde im Jahre 1720 von der Insel losgerissen, vorher war sie ein Stück des Unterlandes. An der Westseite Helgolands zeigt sich zur Ebbezeit ein hundert Meter breiter Felsgrund, und die Uferwände bieten hier das großartigste Bild von hohen Felsentoren, riesigen Felskegeln und tiefen Grotten dar.

Die Insel hat eine evangelische Kirche, einen Leuchtturm (1901 neu erbaut), ein Rathaus, ein Denkmal des Dichters Hoffmann v. Fallersleben, der hier das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ dichtete, ein Nordseemuseum, ein Aquarium, eine Vogelwarte und eine biologische Station zur Erforschung der Tiere der Nordsee. Die Insel hat 2307 Bewohner, die teils auf dem Unterlande, teils auf dem Oberlande wohnen und Fischerei, Auster- und Hummerfang, Schifffahrt und Lotsendienst, sowie Bewirtung und Beherbergung der Touristen und Badegäste betreiben.“

Manches von dem, was Frau Becker vorlas, verstand Berni nicht, oder nur halb, aber alles hatte ihn sehr gespannt gemacht,

und er drängte seine Mutter, aufzustehen und die ganze Insel zu besuchen.

Zuerst ging sie mit ihm aber in ein Hotel und bestellte für sich und Berni Mittagessen und ließ sich ein Zimmer geben.

Dann wanderten sie am Nachmittage auf der Insel herum. Nachdem sie das ganze Unterland nochmals von einem Ende bis zum andern abgestreift hatten, kamen sie zu der mächtigen hohen Treppe, die zum Oberland emporführt. 186 Stufen ging's hinauf. Ein paar junge Mädchen mit roten Kopftüchern begegneten ihnen, die Eimer trugen und zum Unterland hinabgingen, um frisches Wasser zu holen. Weil nämlich das ganze Oberland aus festem Stein besteht, kann dort oben ja kein Brunnen gegraben werden.

Als sie endlich oben angekommen waren, konnten sie weit über das Meer blicken. In der Ferne sahen Dampfer und nahebei kreuzten Segler. Die Düne mit dem breiten Strande lag auch unter ihnen, und sie konnten nun diese und das Unterland ganz übersehen. Als sie sich umwandten, fanden sie oben auf dem Stein ein ganzes Städtchen liegen. Auch hier wieder saubere Häuschen, aber auch prachtvoll eingerichtete große Hotels mit vielen Zimmern und großen Sälen. Sie besahen sich die Straßen und Häuser von außen, kamen nachher an der Kirche vorbei und wanderten dann auf den Leuchtturm zu, um einen Weg zu finden, der bis zum Nordende der Insel führte. Dicht am Rande des Oberlandes führte dieser Weg sie entlang. Sie hörten unten die Wogen gegen den Felsen donnern und konnten an einigen Stellen in die wilden Klüfte der steilen Klüste hineinblicken.

Als sie dann am Nordende der Insel angekommen waren, setzten sie sich in das weiche Gras und schauten der untergehenden Sonne zu. Berni war ganz ergriffen von der Farbenglut des Himmels. Wie eine riesige feurige Kugel sank die Sonne langsam ins Meer, und eine breite, zitternde Lichtbrücke baute sie bis zum Fuße der Insel. Und ganz eigenartig war es, als in der Ferne am Horizonte, gerade vor der untergehenden Sonne ein großer Dampfer vorüberfuhr, der sich deutlich von der roten Sonnenscheibe abhob. Es kam Berni vor, als hinge dort hinten ein großer japanischer Lampion, auf den man in Schwarz einen Dampfer gemalt hatte.

Doch kaum war die Sonne untergegangen, als es auch anfang

kühler zu werden. Ein frischer Wind strich über das Oberland, und Frau Becker wanderte mit Berni wieder dem Orte zu.

Der Tag hatte die beiden nun doch recht müde gemacht. Sie waren ja auch schon so früh aufgestanden. So freuten sich beide, als sie im Hotel waren, zu Abend gegessen hatten und sich dann früh zur Ruhe legen konnten.

Schluss

Berni und seine Mutter waren beide früh zu Bett gegangen und schliefen rasch und fest ein. Sie wachten auch nicht auf, als um 10 Uhr ein großes Feuerwerk mit Raketen und Schwärmern und Fröschen und Böllerschüssen auf dem Oberlande abgebrannt wurde, sie waren zu müde. Aber schade war es doch, daß Berni von all der Feuerpracht nichts sah. Die große feurige Mühle, die sich so rasend rasch drehte, hätte ihm gewiß vielen Spaß gemacht. Sie sahen aber auch nichts von der wundervollen Sternenspracht — dem Feuerwerk des lieben Gottes — die am Himmel heraufgezogen war. Sie schliefen, bis der Kellner sie um 6 Uhr weckte.

Nun hieß es aber rasch fertig werden, denn um 7 Uhr sollte die Adelsheid wieder zurückfahren. Drei Minuten nach 7 Uhr kamen sie auf dem Seefstege an, wo Frau Sandreuther ihnen schon von weitem zuwinkte. Eine andere Frau stand bei ihr. Das war ihre Schwester, die sich sehr über den Besuch gefreut hatte und nun mit Tränen in den Augen von ihrer Schwester Abschied nahm. War es doch ein ganzes Jahr, daß die beiden sich nun nicht mehr sehen sollten. Der alte Petersen hatte die Segel schon wieder gehißt. Zwei Taue, mit Schifferknoten darin, brauchte er nur zu lösen, und die Adelsheid konnte abfahren.

Frau Becker und Berni stiegen zuerst ein. Frau Sandreuther mußte immer noch mal ihre Zwillingsschwester umarmen und ihr die Hand drücken. Endlich — Petersen wurde schon ungeduldig — stieg auch sie ein, und das Schiff fuhr davon.

Es ging aber diesmal langsamer. Der Rutter mußte gegen den Wind ankreuzen und fuhr bald rechts, bald links ein weites Stück hinaus. So sahen unsere Reisenden das schöne Helgoland bald auf der einen Seite, bald auf der andern Seite des Schiffes liegen.

Doch allmählich wurde die Insel kleiner und kleiner und näherte sich dem Horizonte mehr und mehr.

Frau Sandreuther hatte viel zu erzählen. Sie erzählte von ihrer Schwester und deren Manne, von ihrer Jugend und wie ganz anders es früher auf Wangeroog gewesen war als jetzt. Berni aber achtete mehr auf das, was Herr Petersen und sein Sohn taten, als auf das, was die Frauen miteinander redeten.

Spät am Nachmittage erst kamen sie auf Wangeroog wieder an. Nein, heute war die Fahrt nicht so gemütlich gewesen wie gestern. Der Wind war zu steif, und die Adelsheid lag zeitweise ganz schief auf dem Wasser und holte dabei doch stark über. Frau Becker wurde von der Schaukelei heute sehr müde. Sie hatte ein paar Stunden auf der Bank gelegen und geschlafen. Nun sie aber wieder an Land war, fühlte sie sich ganz frisch. Herr Sandreuther war am Watt und erwartete das Schiff. Nachdem Frau Becker und Frau Sandreuther gemeinsam die Fahrt bezahlt hatten, gingen alle zusammen nach Hause und verbrachten den Rest des Tages daheim. Für heute hatte man genug Salzwasser gesehen und auch frische Luft genug gehabt.

Zuhause aber fand Frau Becker einen dicken Brief von Emmy. Ihr Bräutigam war zurückgekommen, und die Vorbereitungen zur Hochzeit waren getroffen. Emmy hatte die Möbel von Frau Becker mit deren Erlaubnis auf einen Speicher bringen lassen und die Stuben nun mit ihren eigenen Möbeln ausgestattet. Gleich wenn Frau Becker zurückkam, sollte die Hochzeit sein. Ihr Bräutigam wollte eine Reise des Schiffes überschlagen, und so hatte er ein paar Monate Zeit für seinen Landaufenthalt. Zugleich sandte Emmy auch ein neues Sparkassenbuch, worin 500 Mark eingezahlt waren als Rest des Kaufgeldes.

Frau Becker saß lange und rechnete. Sie hatte über alle ihre Ausgaben auf Wangeroog genau Buch geführt. Ihr kleiner Wangerooger Verkaufsladen war sehr gut gegangen und ging jetzt noch befriedigend. Sie rechnete, daß sie etwa 1000 Mark dabei verdiente. Ein paar hundert Mark hatte sie noch auf der Sparkasse stehen und nun kam dieses Kaufgeld dazu.

„Ach, das war alles so ganz anders gekommen, wie sie erwartet hatte. Sie hatte geglaubt, in dem teuren Seebade ihre letzten Ersparnisse aufbrauchen zu müssen, und nun hatte sie solch großen Verdienst dabei.“

„Der Mensch denkt und Gott lenkt!“ sprach sie leise vor sich hin und war recht von Herzen dankbar für all das Gute, das sie

erhalten hatte. Das Beste aber war ja, daß sie sich viel gesunder und frischer und kräftiger fühlte als im Frühjahr.

Und Berni war so dick und groß geworden und sah so blühend aus, daß ihr der Rat ihres Arztes jetzt als das Beste vorkam, was sie überhaupt hätte tun können.

Die Insel wurde nun aber von Tag zu Tag leerer. Auch die Gerichtsferien waren zu Ende, und die letzten Kurgäste rüsteten für die Abreise.

Frau Becker wollte eigentlich noch bis Ende September bleiben, aber das Wetter wurde bereits so schlecht, und ihr Geschäft brachte nur so wenig ein, daß sie beschloß, acht Tage früher abzureisen.

Diese acht Tage konnte sie zu gut gebrauchen. Sie mußte sich ja auch in Bremen nach einer neuen Wohnung und einem neuen Laden umsehen. So packte sie denn mit Fräulein Lührssen den Rest der Waren in die großen Kisten und ließ diese wieder nach Bremen schicken.

Nun kam der Abschied von der Insel unerwartet rasch und plötzlich. Noch einmal durchstreifte sie mit Berni die Dünen und wanderte mit ihm am Strande entlang.

Berni selbst freute sich nun auch, wieder nach Bremen zu kommen und seine alten Freunde und Bekannten wiederzusehen.

Stengeles hatten ein paar Karten geschrieben, und Berni hatten sie freundlich begrüßt. Die Kinder wollten bei Beckers Rückreise in Oldenburg noch einmal an den Zug kommen und ihm und seiner Mutter Adieu sagen.

Sandreuthers hatten einen langen Brief von ihrem Sohne aus Bremen bekommen. Er bat dringend, seine Eltern möchten doch auf ein paar Tage herüberkommen und die Hochzeit mitmachen. So hatten sich die beiden alten Leute entschlossen, Frau Becker und Berni zu begleiten und in etwa acht Tagen wieder zurückzureisen.

Als nun der Koffer gepackt war und auch Bernis Muscheln und Andenken alle in einer kleinen Extrakiste verstaут waren, fuhren sie zusammen mit den alten Sandreuthers über das Watt nach Karolinenfiel ab und von da mit der Bahn weiter nach Oldenburg.

Stengeles waren richtig am Bahnhofe, nachdem ihnen Berni vor ein paar Tagen mitgeteilt hatte, mit welchem Zuge sie zurückreisen wollten.

Es war eine kurze Freude des Wiedersehens, denn der Zug hatte nur fünf Minuten Aufenthalt.

Endlich war die lange Eisenbahnfahrt überstanden. Sandreuthers mieteten sich in einem Hotel ein, und Frau Becker schritt mit Berni ihrer alten Wohnung zu, die jetzt allerdings nicht mehr ihre Wohnung war.

Emmy mußte sich vor Freude gar nicht zu lassen, als sie hörte, daß auch ihre Schwiegereltern mitgefahren waren.

Für Frau Becker und Berni fand sich Rat. Schmidts, die oben bei ihnen im Hause wohnten, konnten Frau Becker eine leere Stube abgeben, und dort stellte sie nun die nötigsten Sachen hinein, bis sie eine Wohnung gefunden hatte.

Nach zwei Tagen war Herrn Sandreuthers Hochzeit. Das war nur eine ganz kleine Hochzeit mit zehn Personen, aber sie waren doch alle sehr vergnügt, und die alte Frau Sandreuther war besonders glücklich, daß sie eine so prächtige Schwiegertochter bekommen hatte.

Frau Becker ging jeden Tag auf die Wohnungssuche. Das waren anstrengende und oft weite Wege, die sie machen mußte. Aber schon nach ein paar Wochen hatte sie ganz am entgegengesetzten Stadtende einen freundlichen hellen Laden mit einer dahinterliegenden dreizimmerigen Wohnung gefunden. Die Miete war allerdings etwas höher, aber die Lage war gut, und andere Weißwarengeschäfte waren nicht in der Nähe.

Vor ihrem Umzuge besuchte Frau Becker ihren Arzt, um ihm für den guten Rat, den er ihr gegeben hatte, herzlich zu danken. Der erkannte sie im ersten Augenblicke gar nicht wieder. Als er dann aber sah, daß es Frau Becker war, mußte sie ihm ganz ausführlich alles erzählen. Er war sehr zufrieden mit dem Erfolge der Kur und meinte lachend beim Abschied: „So, nun werden Sie mich wohl Ihr Leben lang nicht wieder brauchen, Frau Becker!“

Frohgemut blickte Frau Becker jetzt in die Zukunft. Wenn das neue Geschäft nur einigermaßen einschlug, hatte sie gewiß ihr gutes Auskommen. Und im nächsten Sommer wollte sie, das hatte sie mit Lührssens schon verabredet, wieder auf Wangeroog ein Nebengeschäft eröffnen. Vielleicht war es ja auch möglich, daß sie selbst wieder gut abkommen konnte und dann — — —

Berni kehrte strahlend in die Schule zurück. „Ah,“ sagte

Herr Buschmann, „da ist ja ein ganz Neuer! — In welcher Schule bist du denn bisher gewesen, mein Junge?“ — Berni lachte ihn an und sagte: „Ich habe ein Vierteljahr Schule gelaufen, Herr Buschmann, und habe mir nur von den großen Wellen in der Brandung Geschichten erzählen lassen, aber jetzt will ich wieder ordentlich bei Ihnen lernen.“

Da jubelte die ganze Klasse, und in den Pausen drängten sich die Jungen um Berni, und er mußte ihnen erzählen von Wangerooog und von der Nordsee.